Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2020)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto / Wartburg, Jan von / Näf, Nora
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1002233

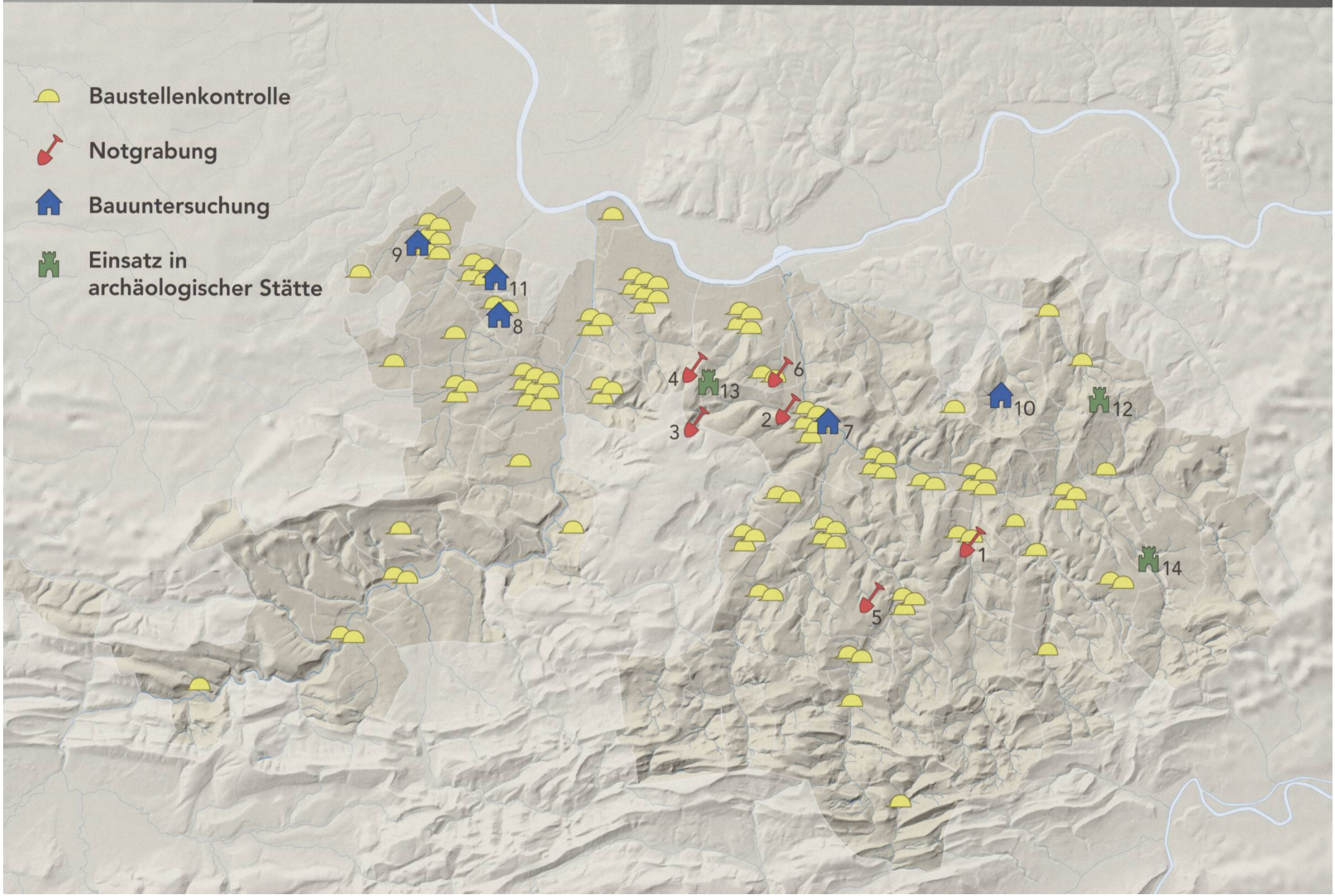
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch


Baustellenkontrolle
Notgrabung
Bauuntersuchung
Einsatz in archäologischer Stätte
9
11
8
4
13
6
3
2
7
10
12
1
14
5

Grabungen und Bauuntersuchungen

Grossflächige Notgrabungen blieben im Berichtsjahr aus. Es waren vielmehr 23 mittlere und kleinere Einsätze, die das Team auf Trab hielten und für eine Fülle neuer Erkenntnisse sorgten (2019: 20). Bemerkenswert ist ein erster schöner Teilerfolg des in den letzten Jahren eingeführten *predictive modelling,* des Versuchs, aufgrund bisheriger archäologischer Erfahrungen in Kombination mit Topografie, Geologie und Hydrografie vorauszusagen, wo weitere, noch unbekannte Fundstellen liegen könnten. Auf diese Weise wurde nun in Zunzgen, am Fuss eines kleinen Schwemmfächers, die Spur einer jungsteinzeitlichen Landsiedlung entdeckt. Die Fundstelle der ‹Horgener Kultur› zeigt einmal mehr, dass man sich der unterschiedlichen Quellenlage stets bewusst sein muss: Die Aussage in Wikipedia, gestützt auf die spektakulär erhaltenen Seeufersiedlungen des Schweizer Mittellandes, dass die Horgener Kultur «durch Feuchtbodensiedlungen und Pfahlbauten gekennzeichnet» sei, ist aufgrund der mittlerweile bekannten Fundstellen aus dem Baselbiet jedenfalls zu revidieren.

Zunehmend Sorge bereitet uns der Bereich Bauforschung, wo der Erneuerungsdruck in den Ortskernen mit ihrer wertvollen Bausubstanz derzeit enorm ist. Wie im letzten Jahresbericht einleitend beschrieben, reichen die 1,4 Stellen bei weitem nicht aus, um die durch Umbau oder Abbruch bedrohten historischen Gebäude gebührend zu untersuchen. 44 zum Teil notgedrungen sehr oberflächliche Dokumentationen hat das zweiköpfige Team 2020 erstellt (2019: 46) – mehr ging nicht. Die zugrunde liegende Strategie wurde im Berichtsjahr weiter geschärft, um auch zukünftigen Generationen die Logik unserer Selektion – und damit auch das Ausmass des Verzichts beziehungsweise des undokumentiert zerstörten baukulturellen Erbes – nachvollziehbar zu machen.

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2020 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

1 Zunzgen, Mühlematten (Jungsteinzeit)
2 Liestal, Bienentalstrasse (Römerzeit)
3 Frenkendorf, unterhalb Schauenburgerfluh (Römerzeit und Moderne)
4 Frenkendorf, Horn (Frühmittelalter)
5 Lampenberg, Hölsteinerstrasse 7/9 (Frühmittelalter)
6 Frenkendorf, Kirchgasse (Spätmittelalter, Neuzeit)

Bauuntersuchungen

7 Liestal, Törli (Spätmittelalter, Neuzeit)
8 Bottmingen, Schlossgarten Ost (Neuzeit)
9 Allschwil, Neuweilerstrasse 3 (Neuzeit)
10 Wintersingen, Winterhalde 4 (Neuzeit)
11 Binningen, Schlossgasse 5 (Neuzeit)

Einsätze in archäologischen Stätten

12 Farnsburg
13 Neu Schauenburg
14 Ödenburg

Baustellenkontrollen

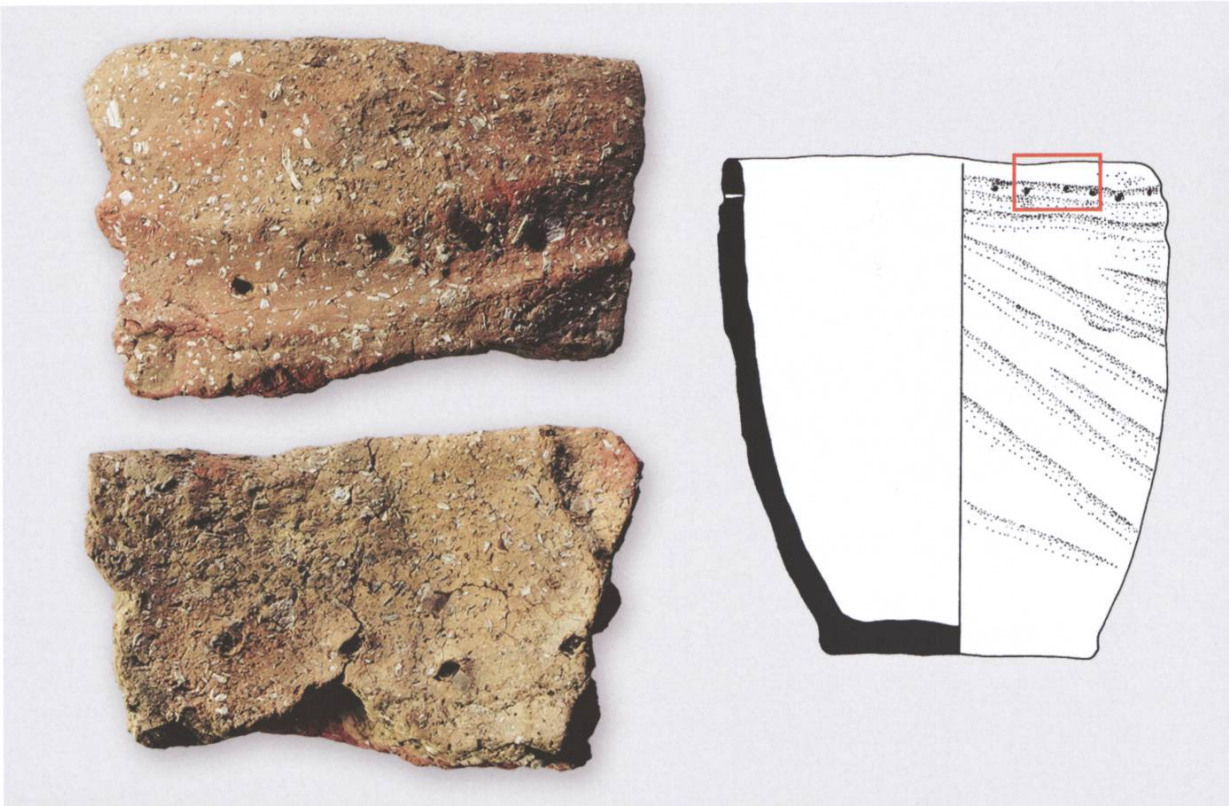
Aesch: Grienweg 3
Allschwil: Hegenheimermattweg, Langgartenweg, Neuweilerstrasse, Oberwilerstrasse 5, Strengigartenweg, Sybillenhofweg
Arlesheim: Ermitage Karussellplatz, Langackerstrasse, Terrassenstrasse
Biel-Benken: Spittelhofstrasse
Binningen: Brückenstrasse 20, Hauptstrasse 10, Hauptstrasse 14, Tiefengrabenstrasse 32
Birsfelden: Fasanenstrasse
Blauen: Gerstenackerweg
Bottmingen: Pfaffenrainstrasse, Spitzackerstrasse
Bubendorf: Dahlienstrasse, Hauptstrasse 40, Nelkenring, Talhausstrasse
Buckten: Rebgasse
Buus: Hellikerstrasse
Diepflingen: In den Reben
Duggingen: Bündtenmattweg
Frenkendorf: Fasanenstrasse, Kirchgasse
Gelterkinden: Ballyweg, Mühlstett, Rünenbergerstrasse
Hölstein: Auf Stutz, Bündtenweg, Hausmattstrasse 9
Itingen: Landstrasse, Weihermattweg
Langenbruck: Hauptstrasse 42
Laufen: Birkenweg, Baselstrasse 70
Lausen: Furlenstrasse, Hauptstrasse, Römerstrasse 47, Unterdorfstrasse 49
Liesberg: Liesbergerhöhle
Liestal: Bienentalstrasse (2 ×), Burgstrasse, Heidenlochstrasse, Spitalstrasse
Lupsingen: Bürenstrasse, Liestalerstrasse 9, Quellenweg
Maisprach: Möhlinstrasse 9a
Münchenstein: Kirchgasse 6, Mühlematt, Schluchtstrasse
Muttenz: Brühlweg (2 ×), Entflechtung SBB, Feldrebenweg 60, Hofackerstrasse, Neue Bahnhofstrasse, Obrechtstrasse 17
Niederdorf: Dorfgasse 4, Erneuerung Waldenburgerbahn Los 6
Nusshof: Im Dörfli
Oberdorf: Hintere Gasse
Oberwil: Vorderbergstrasse 49
Ormalingen: Konsumstrasse
Pratteln: Baslerstrasse (2 ×), Hohle Gasse, Salina Raurica
Reinach: Alemannenstrasse 6-10, Baselstrasse, Brüel, Brühlgasse 10, Fleischbachstrasse, Grellingerstrasse 5-9, Jupiterstrasse, Langrüttiweg 15
Rünenberg: Unterdorfmattweg, Vorsteinweg
Schönenbuch: Ob dem Baselweg
Seltisberg: Bündtenstrasse, Im Winkel 13
Sissach: Burgenrainweg, Hauptstrasse 83, Reuslistrasse 58, Schulstrasse 3a
Therwil: Gartenstrasse (2 ×), Mittlerer Kreis
Thürnen: Grabackerstrasse
Ziefen: Heissenstein, Steinenbühl
Zunzgen: Mühlematten, Schulgasse 23
Zwingen: Hinterfeldstrasse/Dorfstrasse, Simmelenmattweg

Zunzgen, Mühlematten. In der Bildmitte ist die dunkle Fundschicht aus der Jungsteinzeit deutlich zu erkennen. Sie liegt über dem anstehenden Niederterrassenschotter des Diegterbachs. Blick gegen Osten.

Zunzgen, Mühlematten: eine Fundschicht der Horgener Kultur

Der Bereich um die ehemalige Mühle im Süden von Zunzgen ist seit einigen Jahren Schauplatz diverser Bauprojekte. Das Mühlengebäude selbst wurde im Zuge eines Umbaus bereits im Jahr 2015 bauarchäologisch untersucht (vgl. Jahresbericht 2015, S. 68 ff.). Bei der Untersuchung einer offenen Baugrube direkt östlich davon entdeckte Christoph Reding in der hangseitigen Böschungswand eine dunkle Lehmschicht, die einige Silexabschläge sowie Brocken gebrannten Lehms enthielt. Einige Tage später konnte Simone Kiefer aus derselben Schicht gar ein grösseres Randfragment eines dickwandigen, groben Keramiktopfes bergen. Nach der sorgfältigen Reinigung des Stücks war klar: Dieses Gefäss stammt aufgrund seiner Machart und der Verzierung eindeutig aus der Horgener Kultur.

Die Horgener Kultur ist ein Abschnitt der späten Jungsteinzeit (3200–2800 vor Christus), die im Schweizer Mittelland häufig durch Seeufersiedlungen repräsentiert ist, beispielsweise durch die namensgebende Fundstelle in Horgen am Zürichsee. Aber auch abseits der grossen Gewässer finden sich Siedlungsplätze. Im Kanton Baselland sind sowohl Höhensiedlungen (Sissach-Burgenrain, Arboldswil-Kastelenfluh) wie auch Fundstellen im Talboden (Reinach-Langrüttiweg, Frenkendorf-Rheinstrasse) oder in Terrassenlage (Oberdorf-



Die Verzierung und die grobschlächtige Machart des Topffragments sind typisch für die Horgener Kultur (Typenbild links) M 2:3.

Liedertswilerstrasse) bekannt. Aus derselben Zeit stammen Gräber aus zwei Höhlen in Arlesheim.

Die muldenartig abgelagerte Fundschicht wurde durch das Grabungsteam anschliessend eingehend untersucht. Ein Teil der dunklen holzkohlehaltigen Ablagerung in der Böschungswand wurde abgebaut. Die dabei entnommenen Sedimentproben wurden anschliessend geschlämmt. Bei diesem Verfahren wird das Erdreich in Wasser aufgelöst und durch drei unterschiedlich feine Siebe gespült, in denen auch kleinste Fundgegenstände und organische Reste hängen bleiben. So wurden weitere Silexabschläge und Keramikfragmente entdeckt. Die bereits durch den Fund des Randfragments angenommene Zeitstellung der Schicht bestätigte die Radiokarbon-Analyse eines Holzkohlestücks. Dieses datiert in den Zeitraum von 3020 bis 2910 vor Christus und somit in einen jüngeren Abschnitt der Horgener Kultur (ETH-110824, 4366 ±23 BP).

Die Häuser im Hintergrund stehen auf dem Bachschuttkegel. Dort ist die neolithische Siedlung zu vermuten. Blick gegen Nordosten.

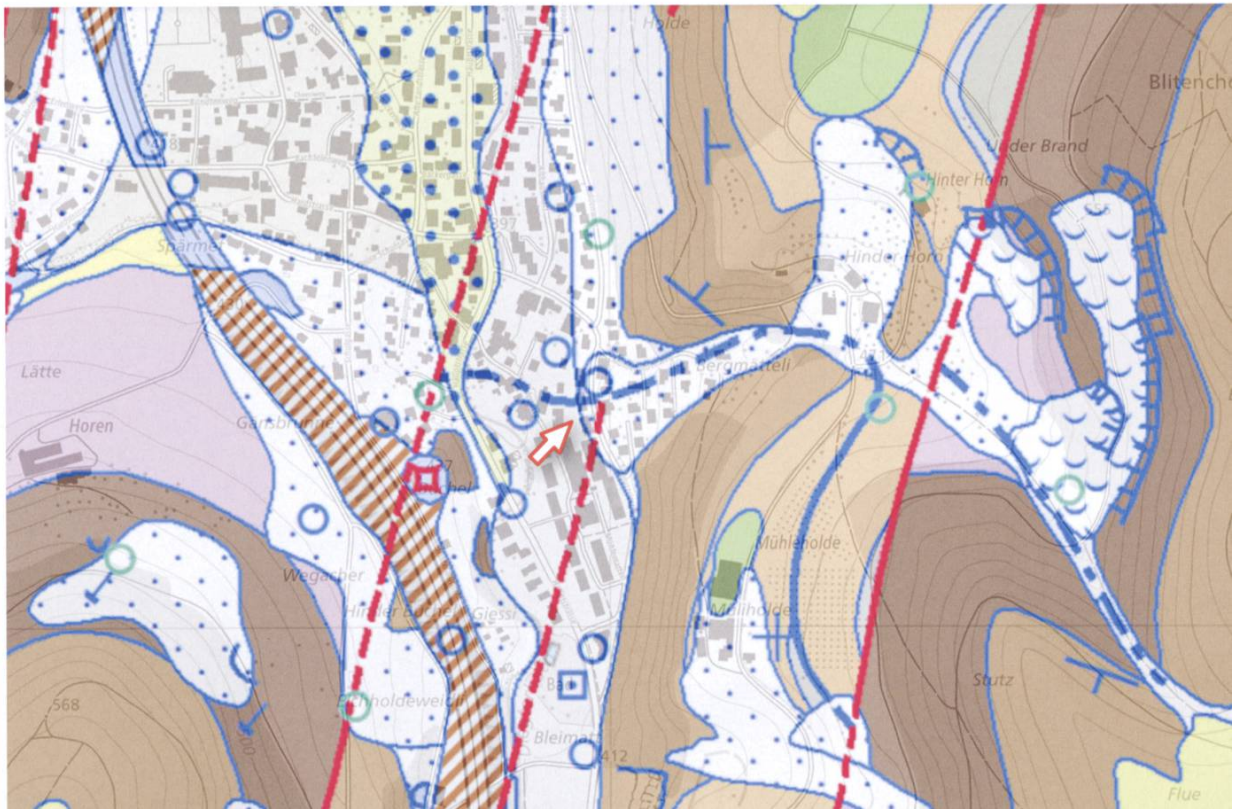
Die geoarchäologische Untersuchung durch Philippe Rentzel bekräftigte den ersten Eindruck einer eingeschwemmten Fundschicht: Das Areal liegt im unteren Randbereich des Bachschuttkegels des Obergbächli. Eine geschützte Zone am Rand des Schwemmkegels bildete eine Sedimentfalle, wo sich über einen unbekannten Zeitraum hinweg abgeschwemmte, fundhaltige Lehmschichten ablagerten. Die Grösse der Holzkohlen

sowie die gute Erhaltung der Keramik und der gebrannten Lehmbrocken deuten aber nur auf eine geringe Verlagerungsdistanz hin. Die neolithische Siedlung dürfte demnach ganz in der Nähe, möglicherweise noch im Bereich des Schwemmkegels, zu suchen sein und nicht etwa auf dem mehrere hundert Meter entfernten Hochplateau des Tafeljuras östlich des Diegertals.

Der dokumentierte Befund geht also nicht direkt auf eine menschliche Einwirkung – wie zum Beispiel eine gezielt ausgehobene Grube – zurück. Vielleicht ergibt sich aber bei zukünftigen, zum Teil bereits geplanten Bauprojekten östlich oberhalb der Fundstelle die Möglichkeit, Spuren der eigentlichen Siedlung aus der Horgenzeit zu fassen, sofern diese im Schuttkegel noch erhalten sind. Die Mächtigkeit der Fundschicht weist deutlich darauf hin, dass es sich um eine länger genutzte Siedlung und nicht etwa um einen nur temporär aufgesuchten Ort gehandelt haben muss. Somit darf man bereits jetzt guten Gewissens die Datenbank der horgenzeitlichen Siedlungsplätze im Kanton um einen weiteren Eintrag ergänzen.

Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Philippe Rentzel, IPNA der Universität Basel, für die geoarchäologische Begleitung
August bis September 2020

Auf der geologischen Karte ist der Schuttkegel am Ausgang des Seitentälchens gut sichtbar (Swisstopo).



Liestal, Bienentalstrasse. Blick auf das bis auf die Mauer weitgehend fundleere Grabungsareal. Im Vordergrund liegt der nördliche Teil des dokumentierten Mauerabschnitts frei. In der Bildmitte oben ist hinter den Büschen das Hauptgebäude der Villa Munzach zu erkennen.

Liestal, Bienentalstrasse: eine alte Mauer neu gesehen

Die Erweiterung der Psychiatrie Baselland löste im Jahr 2019 eine Ausgrabung im Bereich der Nebengebäude des römischen Gutshofs Munzach aus (vgl. Jahresbericht 2019, S. 47 ff.). Im Herbst des Berichtsjahrs wurde mit den Aushubarbeiten für zwei weitere Bauten begonnen. Einer davon liegt äusserst nah am Hauptgebäude der *villa rustica*, was eine enge archäologische Überwachung der Baustelle unabdingbar machte – dies umso mehr, weil bekannt war, dass quer durch die geplante Baugrube eine römische Mauer lief. Diese war bereits 1972 einmal freigelegt und nach der Dokumentation wieder zugeschüttet worden.

Der Mauerzug trat bei den Aushubarbeiten wie erwartet zu Tage und wurde von der Grabungsequipe in mehreren Etappen fachgerecht freigelegt. Er quert den Ausgang des Bintals und konnte über eine Länge von fast 60 Metern dokumentiert werden. Das Bauwerk war unterschiedlich gut erhalten: An einigen Stellen war lediglich der Fundamentbereich noch sichtbar. In den meisten Abschnitten jedoch waren noch bis zu zwei Steinlagen des Aufgehenden intakt.

Das Fundament bestand aus grossen Kalksteinblöcken sowie wenigen Geröllen und Ziegelfragmenten. Das aufgehende Mauerwerk hingegen war sorgfältig mit Handquadern und unter Verwendung eines Kalkmörtels gemauert worden. Auf der östlichen Talseite war ein mehrere Meter breiter Versturz festzustellen, in dem viele Stücke

Bereits 1972 lag die Mauer am Ausgang des Bintals frei. Blick gegen Norden.

Die Funktion des Mauerkreuzes am Südende des untersuchten Abschnitts ist bisher nicht abschliessend geklärt. Blick gegen Nordosten.

von römischen Dachziegeln lagen. Diese geben einen Hinweis darauf, dass die Mauer ursprünglich gedeckt war, um sie vor der Witterung zu schützen.

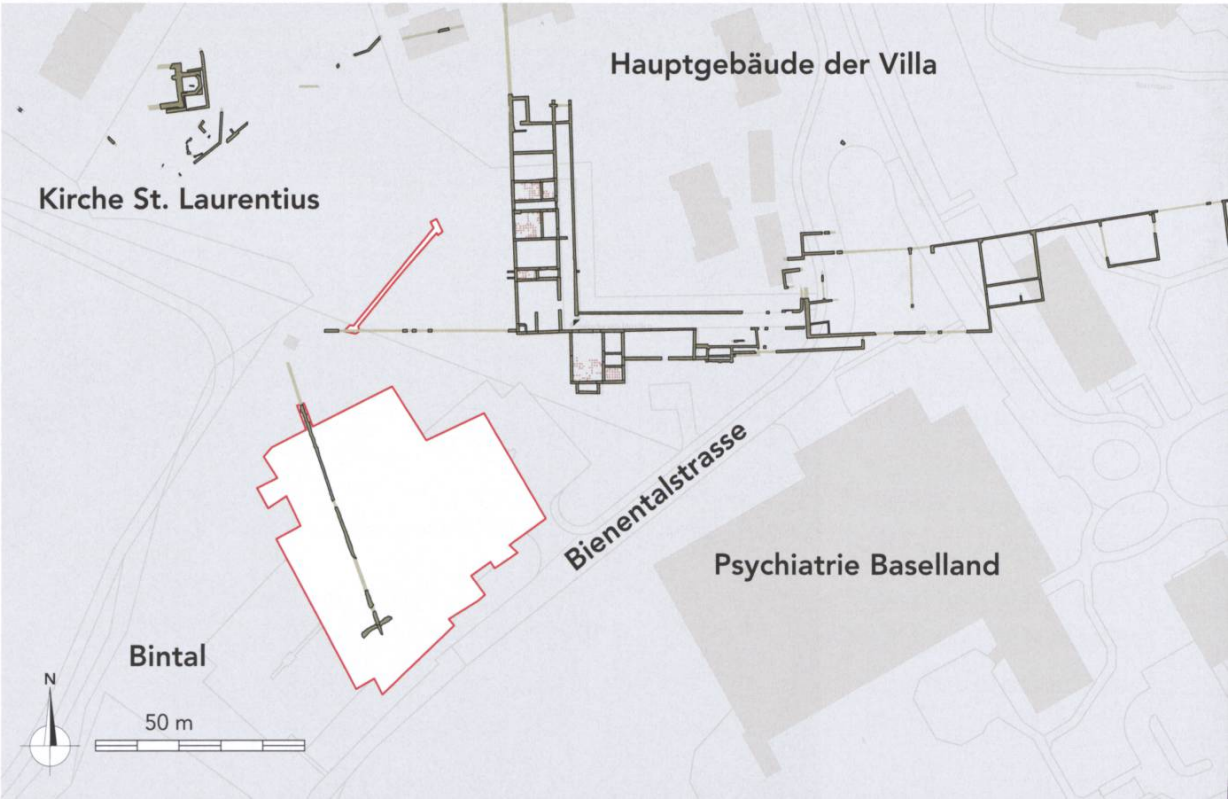
Die Ausgräber fanden nur sehr wenige Funde, was darauf schliessen lässt, dass in diesem Randbereich des Gutshofs keine Wohn- oder Ökonomiegebäude standen. Vielmehr dürfte die Mauer den Villenbereich gegen das Bintal hin begrenzt haben. Dabei orientierte sie sich eher an der Talausrichtung als am Grundriss des Gehöfts. Der auffällig befundleere Bereich zwischen dem Hauptgebäude und der Mauer könnte als Weide, Ackerland oder Garten genutzt worden sein. Auch im übrigen Teil der Baugrube sowie in einem nördlich davon liegenden Leitungsgraben zeigten sich keine archäologischen Strukturen. Der Kontrast zu den üppigen Funden und Befunden des nahe gelegenen Herrenhauses könnte nicht grösser sein!

In der Grabung von 1972 wurde die Hypothese aufgestellt, dass die Mauer den Gutshofbereich vor Überschwemmungen aus dem Bintal geschützt hatte. Die diesjährige Ausgrabung widerlegte diese Vermutung nicht. Es fanden sich jedoch auch keine Hinweise, dass sie primär als ‹Sperrmauer› zum Hochwasserschutz errichtet worden wäre. Am Südende des dokumentierten Abschnitts kam

es zu einer kleinen Überraschung: Der Bagger legte ein Mauerkreuz frei. Die Nord-Süd verlaufende Traverse wurde von einem klar begrenzten, neun Meter langen und leicht geschwungenen Fundament gekreuzt. Südlich davon war die das Tal querende Mauer nur noch über knapp zwei Meter weiter verfolgbar, danach verlor sie sich. Noch weiter südwärts fanden sich keine archäologischen Reste mehr.

Die Mauern waren in diesem Bereich nur noch in den untersten Fundamentlagen erhalten geblieben. Diese zeigten keine zeitliche Abfolge: Beide Mauern schienen zur selben Zeit errichtet worden zu sein. Über die Funktion des Kreuzes lässt sich nur spekulieren – vor allem, weil keine südliche Mauerfortsetzung gefunden wurde. Dass die Quermauer lediglich der Stabilisierung gedient hätte, erscheint unwahrscheinlich, denn dafür war sie zu lang. Eher könnte man sich eine Art Portal vorstellen, durch das ein Weg vom Bintal her ins Gutshofareal geführt hätte. Zur Erhärtung dieser Hypothese wäre jedoch ein südliches Gegenstück nötig gewesen. Da eine solche aber nicht erhalten ist, muss die Funktion der Quermauer offen bleiben.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2020



Die Lage der aktuellen Grabung und eines weiteren fundleeren Grabens südlich des Herrenhauses und der Kirche St. Laurentius.

Frenkendorf, unterhalb Schauenburger Fluh. Die Einmessung der archäologischen Funde mit Hilfe eines lokalen Vermessungsnetzes und Tachymeter gestaltete sich im steilen Gelände anspruchsvoll.

Frenkendorf, unterhalb Schauenburgerfluh: Abklärungen im Steilhang

Die Schauenburgerfluh oberhalb von Frenkendorf ist nicht nur ein Paradies für Kletterinnen und Kletterer, sie hat als markanter Aussichtspunkt auch archäologisch einiges zu bieten. In römischer Zeit befand sich nahe des nordöstlichsten Sporns ein Höhenheiligtum. Hier wurden wiederholt römische Münzen und Ziegel gefunden. Bereits 1754 erwähnte der Basler Historiker Daniel Bruckner in seinem ‹Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel› entsprechende Funde.

Nachdem der Liestaler Lehrer und Heimatforscher Theodor Strübin 1961 Spuren von Raubgräberei festgestellt hatte, führte er im Auftrag der Kommission für archäologische Forschung und Altertumsschutz im selben sowie im Folgejahr Ausgrabungen durch, welche die Reste des römischen Heiligtums zu Tage förderten. Die Fundamentreste in der Form zweier ineinander liegender Quadrate sind typisch für einen ‹gallorömischen Umgangstempel› mit einem Raum, der ‹Cella› in der Mitte und einem gedeckten Umgang, der wahrscheinlich als Säulengang (Portikus) ausgebildet war. Das Heiligtum besass ein Ziegeldach. Die Ausgräber fanden insgesamt 114 Münzen, die von der Mitte des 1. bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus datieren. Der Schwerpunkt lag dabei in spätrömischer Zeit. Die Münzen wurden im Tempel als Opfergaben deponiert. In späterer Zeit stürzte die Südostecke des Tempels

Die freigelegten Reste des römischen Umgangstempels im Sommer 1962. Blick gegen Osten.

samt Felsunterlage in die Tiefe – vielleicht beim grossen Erdbeben von Basel im Jahr 1356. In Anschluss an die Grabungen wurden die Mauerreste im Jahr 1963 konserviert.

Im 18. Jahrhundert stand an praktisch derselben Stelle eine Hochwacht. Als Signalstation diente sie dazu, Bewegungen feindlicher Truppen frühzeitig zu erkennen und Alarm zu schlagen. Dies geschah durch das Anzünden eines Holzstosses oder das Abfeuern von Waffen. Die Hochwacht hier gehörte zu einem System entsprechender Anlagen, die in Sicht- und Hörweite zueinander standen, so dass Meldungen schnell über grössere Distanzen hinweg weitergegeben werden konnten.

Philippe Grimm vom Amt für Geoinformation misst die lokal gesetzten Hilfspunkte mit dem GPS-Gerät ein.

Am Fuss der Schauenburgerfluh liegen direkt unterhalb der Tempelreste gut sichtbar römische und neuzeitliche Ziegelfragmente herum. Dies gab im Sommer des Berichtsjahres Anlass für das systematische Absuchen des Bereichs mit einem Metalldetektor. Die Erwartungen an die Sondierung waren hoch, denn immerhin war rund ein Drittel des Tempels abgestürzt. Die Arbeiten fanden in steilem, zerklüftetem Gelände statt, das die Ausgräber beim Freilegen und Einmessen der Funde vor grosse Herausforderungen stellte.

Die Fundausbeute blieb indes recht bescheiden: In den abgesuchten 400 Quadratmetern fand das Team lediglich 75 nichtmoderne Funde. Einen

Grossteil machten neuzeitliche Schuh- sowie römische und neuzeitliche Baunägel aus. Sie stammten vom Tempel und der Hochwacht. Bloss eine einzige römische Münze kam zum Vorschein. Im Zuge der Sondierungen wurde auch die oberflächlich liegende Baukeramik eingesammelt. Anteilsmässig halten sich Stücke von römischen Dach- und neuzeitlichen Biberschwanzziegeln etwa die Waage. Letztere beweisen, dass das Gebäude der Hochwacht ebenfalls ein festes Dach besass.

Charakteristische römische Mauersteine in Form von ‹Handquadern› wurden hingegen keine gefunden. Es ist zu vermuten, dass die abgestürzten Reste des Tempels heute unter metertiefem Bergsturzschutt liegen. Damit sind wohl auch die meisten römischen Metallobjekte ausserhalb unserer Reichweite. Die in der Sondierung gemachten Funde dürften folglich auf die modernen Ausgrabungen oben auf der Fluh zurückgehen. Wahrscheinlich wurde 1961/1962 der Aushub zumindest teilweise über die Felskante entsorgt. Übersehene Funde kamen so an der Waldoberfläche am Fuss der Felswand zu liegen und wurden in den letzten 60 Jahren nicht oder nur geringfügig mit Humus überdeckt.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Philippe Grimm, Amt für Geoinformation, für die GPS-Einmessung
August bis September 2020

Die Hochwacht auf der Schauenburger Fluh, wie sie Daniel Bruckner 1754 in seinen ‹Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel› darstellt.

Frenkendorf, Horn. Im Waldboden zerstreut: zwölf silberne Denare, geprägt unter Ludwig dem Frommen.

Frenkendorf, Horn: karolingische Münzen im Waldboden

Christian Lauper, ehrenamtlicher Späher der Archäologie Baselland, stiess bei seiner Sondierungstätigkeit im abgelegenen Gebiet ‹Horn› westlich von Frenkendorf auf mehrere Denare aus der Karolingerzeit. Die Silbermünzen lagen in einem Radius von rund 20 Metern verstreut im Waldboden. Die Fundstelle wies keine besonderen Merkmale wie einen Hügel, eine Muldenlage oder einen grossen Stein, die seinerzeit als Bezugspunkt hätten gelten können, auf.

Um abzuklären, ob sich archäologische Befunde *in situ* im Boden befinden, führte die Archäologie Baselland am Ort der grössten Funddichte auf einer Fläche von 3 × 3 Metern eine Sondierung durch. Dabei kamen weitere Münzen zum Vorschein, jedoch keine archäologischen Befunde wie Gruben, Gräben oder Wegreste. Unter der Humusschicht des Waldes trat vielmehr der helle, fundleere Unterboden zu Tage.

Die Streuung der Münzen über einen grösseren Bereich lässt sich mit der Umlagerung oder Verschleifung des Bodens im Zuge von Waldarbeiten und mit dem Bewuchs erklären. Die Münzen wurden dabei aus ihrer ursprünglichen Fundlage bewegt und teilweise beschädigt. So lagen zum

Nach einem Handabtrag am Ort der höchsten Funddichte zeigte sich ein heller, befundleerer Boden über dem anstehenden Fels.

Zwei Denare, geprägt 822/823–840 n. Chr. unter Ludwig dem Frommen, links aus Venedig, rechts aus Mailand. M 2:1.

Beispiel zwei anpassende Fragmente einer Münze mit über 15 Zentimetern Abstand ober- und unterhalb einer Baumwurzel.

Insgesamt fanden der Späher und das Grabungsteam zwölf Denare, allesamt geprägt unter dem karolingischen Kaiser Ludwig dem Frommen (814–840) in den Jahren 822/823–840. Acht Münzen stammen aus der Münzstätte Venedig, zwei aus Mailand, zwei weitere sind bisher nicht zuweisbar. Damit passt das Ensemble bestens in das bekannte Bild, denn aus diesen beiden Orten stammen die

Inv. 23.40.4 Inv. 23.40.45

meisten Prägungen Ludwigs des Frommen in unserer Gegend. Ein Dutzend Denare entspricht im karolingischen Münzsystem einem Schilling. Bildeten sie den Inhalt einer Börse? Oder waren sie abgezählt und zusammen als Rolle eingewickelt?

Da die Ausgrabung keine weiteren Hinweise lieferte, muss offen bleiben, ob die Münzen absichtlich deponiert wurden oder verloren gingen.

Das Fundgebiet ist eine Hochebene auf halbem Weg zwischen dem Ergolz- und dem Birstal. Es ist denkbar, dass hier im 9. Jahrhundert ein Höhenweg verlief, auf oder an dem der Verlust oder die Deponierung der Münzen geschah. Nach dem Einzelfund eines Denars von Lothar I. (840–855), einem Sohn Ludwigs des Frommen, in Titterten (vgl. Jahresbericht 2014, S. 118 f.) verdanken wir den Baselbieter Spähern nun einen weiteren karolingischen Münzfund weitab der bekannten Siedlungen!

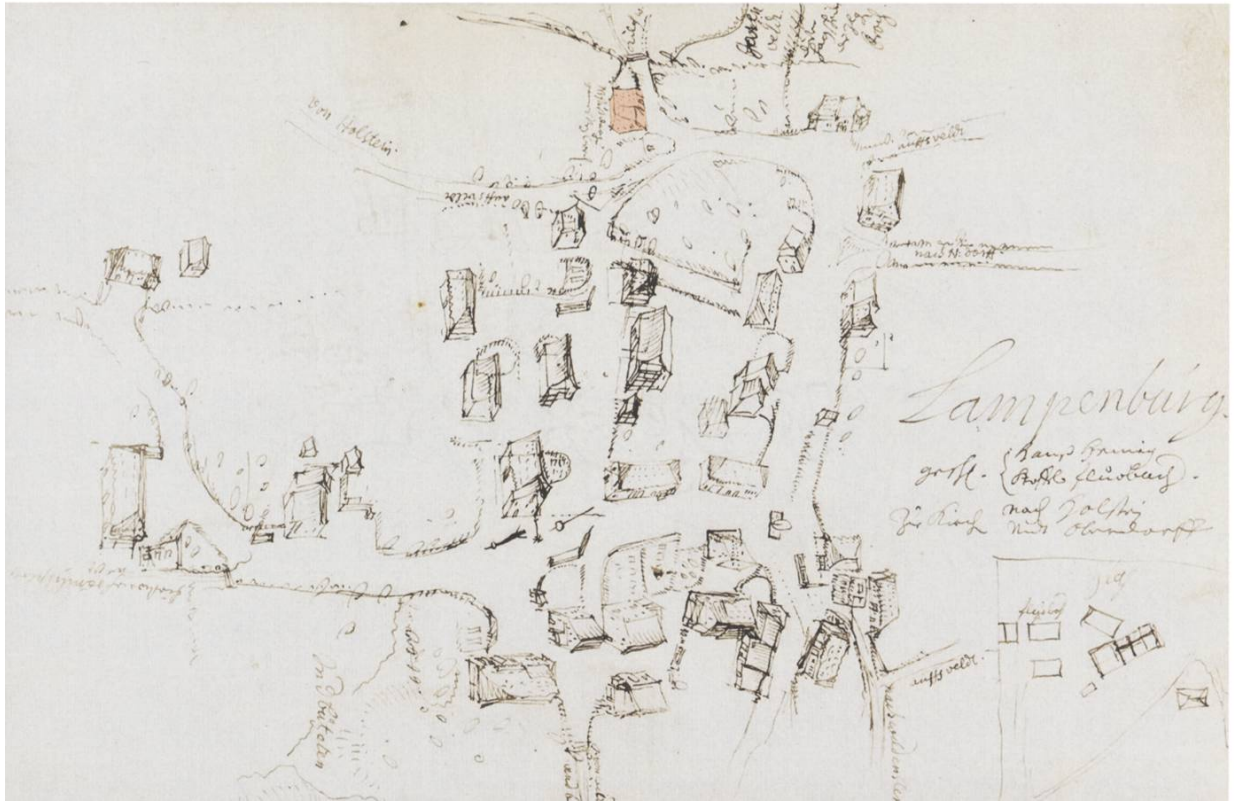
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Rahel C. Ackermann, Inventar Fundmünzen der Schweiz IFS
Juni 2020

Die beiden Fragmente dieses Denars aus der Münzstätte Venedig wurden unter- und oberhalb einer Baumwurzel entdeckt. M 2:1.

Inv. 23.40.27/42

Lampenberg, Hölsteinerstrasse 7/9: Gebeine im Garten

Bei Gartenarbeiten an der Hölsteinerstrasse, am Südostrand von Lampenberg, kamen in einer Böschung menschliche Knochen zum Vorschein. In der darauf folgenden Ausgrabung wurde das Skelett einer erwachsenen Person freigelegt, das in gestreckter Rückenlage Ost-West orientiert war. Der Schädel lag im Westen.



Das am Weg nach Hölstein liegende Wohnhaus war früher die Verenakapelle. In der Ansicht von Georg Friedrich Meyer von 1680 liegt Norden links.

Dieser Fund im Garten eines Einfamilienhauses ist nur auf den ersten Blick ungewöhnlich. Mit Hilfe der Datenbank der Archäologie Baselland war rasch geklärt, dass die Bestattung im Umfeld der ehemaligen, vermutlich im 13. Jahrhundert von den Grafen von Frohburg gestifteten Kapelle liegt, die der heiligen Verena geweiht war. Der Sakralbau umfasste das heutige Doppeleinfamilienhaus Hölsteinerstrasse 7/9, in dessen Mauerwerk sich noch Reste der ursprünglichen Kapelle finden dürften. Im Zuge der Reformation wurde die Kapelle 1529 aufgehoben, 1532 verkauft und dann zu einem Wohnhaus umgebaut.

Die Kapelle stand wohl nicht zufällig an diesem Ort: Der Historiker Daniel Bruckner berichtete im Jahr 1755, dass man *«schon zu verschiedenen Malen und erst vor wenigen Jahren allhier auf einer Anhöhe*

gegen das Höllsteiner Thal, Gräber entdeket, welche wo nicht gemauert, dennoch aus grossen Steinen ordentlich gestaltet waren. In einem war mehrers als das Gebeine von einem einzelnen Körper, dessen Haupt gegen den Sonnen Aufgang lage. Von denen Dolchen und Waffen, so in disen Gräbern gefunden worden, ist nichts mehr vorhanden; wohl aber noch verschiedene sogenante Corallen oder ziemlich ungeformte kleine Stücke von Bärnstein». Aufgrund der Schilderung der Bestattungen und der Beigaben ist davon auszugehen, dass Bruckner hier eine frühmittelalterliche Grablege beschreibt. Dieser Umstand könnte später durchaus zur Stiftung der Kapelle – am selben Ort oder in unmittelbarer Nähe – geführt haben.

Die neu entdeckte Bestattung dürfte jedoch nicht ins frühe Mittelalter datieren, sondern in die Zeit der Verenakapelle gehören: Es fanden sich weder Beigaben noch eine für frühmittelalterliche Gräber charakteristische Steineinfassung.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Februar 2020

In der Böschung ist rechts über dem anstehenden rötlichen Lehm der Schädel zu erkennen, links der linke Oberarmknochen. Blick gegen Süden.

Frenkendorf, Kirchgasse: Grabungen mitten im Dorf

Anlässlich des Projekts ‹Überbauung alter Werkhof› im Dorfkern von Frenkendorf rückte das Umfeld der Kirche St. Margarethen in den Fokus der Archäologie Baselland. Die Pfarrkirche selber ist 1971 archäologisch untersucht worden. Im Rahmen der damaligen Innenrenovation wurde der Fussboden erneuert und eine Bodenheizung eingebaut. Vorgängig nutzte die damalige Kommission für archäologische Forschung und Altertumsschutz die Gelegenheit für eine Ausgrabung.

Frenkendorf, Kirchgasse. Übersicht über das Grabungsgelände. Links das stehen gelassene Wohnhaus Mittelgasse 3. Blick gegen Süden.

Die Untersuchung ergänzte die früheren Quellenstudien des Liestaler Pfarrers und Lokalhistorikers Karl Gauss-Birmann in einem wesentlichen Punkt: Bekannt war, dass vor der Mitte des 15. Jahrhunderts – möglicherweise bereits im 12./13. Jahrhundert – hier eine Kapelle mit halbrunder Apsis stand. Neu hinzu kommt nun die Erkenntnis, dass spätestens im 10. Jahrhundert an dieser Stelle ein Gotteshaus gestanden haben muss, denn damals wurde vor Ort bereits bestattet. In den folgenden Jahrhunderten wurde das Gebäude mehrfach vergrössert: 1615 gegen Süden, 1686 gegen Westen und 1721 schliesslich gegen Norden. Seit der ersten Erweiterung diente die Kapelle als Dorfkirche, die mit der letzten baulichen Veränderung von 1721 ihren heutigen Grundriss erhielt.

Bei der damaligen Ausgrabung wurden im Süden und Westen der Kirche mehrere Erdgräber dokumentiert, die ursprünglich ausserhalb des

Gebäudes angelegt worden waren. Erst durch die Vergrösserungen kamen sie in den Innenraum des Gotteshauses zu liegen. Aufgrund späterer Niveauveränderungen lagen die Skelettreste teilweise nur wenige Zentimeter unter dem bestehenden Fussboden. Drei weitere Bestattungen wurden im Bereich der Apsis entdeckt – diese Grablegen erfolgten jedoch bereits ursprünglich im Kircheninnern.

Zu Beginn des aktuellen Bauprojekts wurden – nebst weiteren Gebäuden des Werkhofs sowie des Kindergartens – Scheune und Stall des ehemaligen Bauernhauses Mittelgasse 3 abgerissen. Die direkt westlich der Kirche stehende Liegenschaft, die schon auf einer Zeichnung des Geometers Georg Friedrich Meyer von 1680 festgehalten ist, war im Jahr 2019 durch die Bauforschung der Archäologie Baselland untersucht worden. Wohnhaus und Ökonomietrakt bildeten einen Teil der Friedhofummauerung. Meyers Skizze entstand vor der zweiten Erweiterung der Kirche gegen Westen. Danach blieb zwischen dem Bauernhaus und der Kirche nur noch ein schmaler Durchgang. Um 1806 wurde das Wohnhaus im Norden westwärts um drei Meter verbreitert und wahrscheinlich zur selben Zeit das Ökonomiegebäude gegen Süden erweitert. Von diesen Umbauten zeugt die Inschrift ‹18 H C 06› über dem Haupteingang.

Nach dem Abbruch wurde der Baugrubenaushub in diesem vormals nicht unterkellerten Bereich

Das ehemalige Bauernhaus ist in der Zeichnung von Georg Friedrich Meyer von 1680 hervorgehoben. Das Grabungsgelände setzt sich rechts davon fort.

durch die Archäologie Baselland eng begleitet. Die Wahrscheinlichkeit war hoch, auf Gräber oder ältere Siedlungsstrukturen zu treffen. Begünstigt wurde die Suche durch den anstehenden hellen Lehm, der dafür sorgte, dass eingetiefte Strukturen gut zu erkennen waren. Am 17. März wurde Simone Kiefer fündig: In der Nordostecke des abgerissenen Ökonomieteils kamen menschliche Knochen zum Vorschein.

Die Bestattung der erwachsenen Person war – wie alle anderen – beigabenlos.

In der darauf folgenden Ausgrabung wurden drei Gräber freigelegt, wobei die beiden besser erhaltenen direkt übereinander lagen. Die obere, folglich jüngere Bestattung war ein Kind von etwa fünf bis acht Jahren. Es lag West-Ost orientiert in Rückenlage. Dasselbe gilt auch für die darunter liegende erwachsene Person, die zu Lebzeiten etwa 161–164 Zentimeter gross gewesen war. Das Geschlecht der beiden Individuen liess sich im Feld nicht bestimmen. Rund einen Meter weiter nördlich traten die spärlichen Reste eines weiteren Kindergrabs zu Tage.

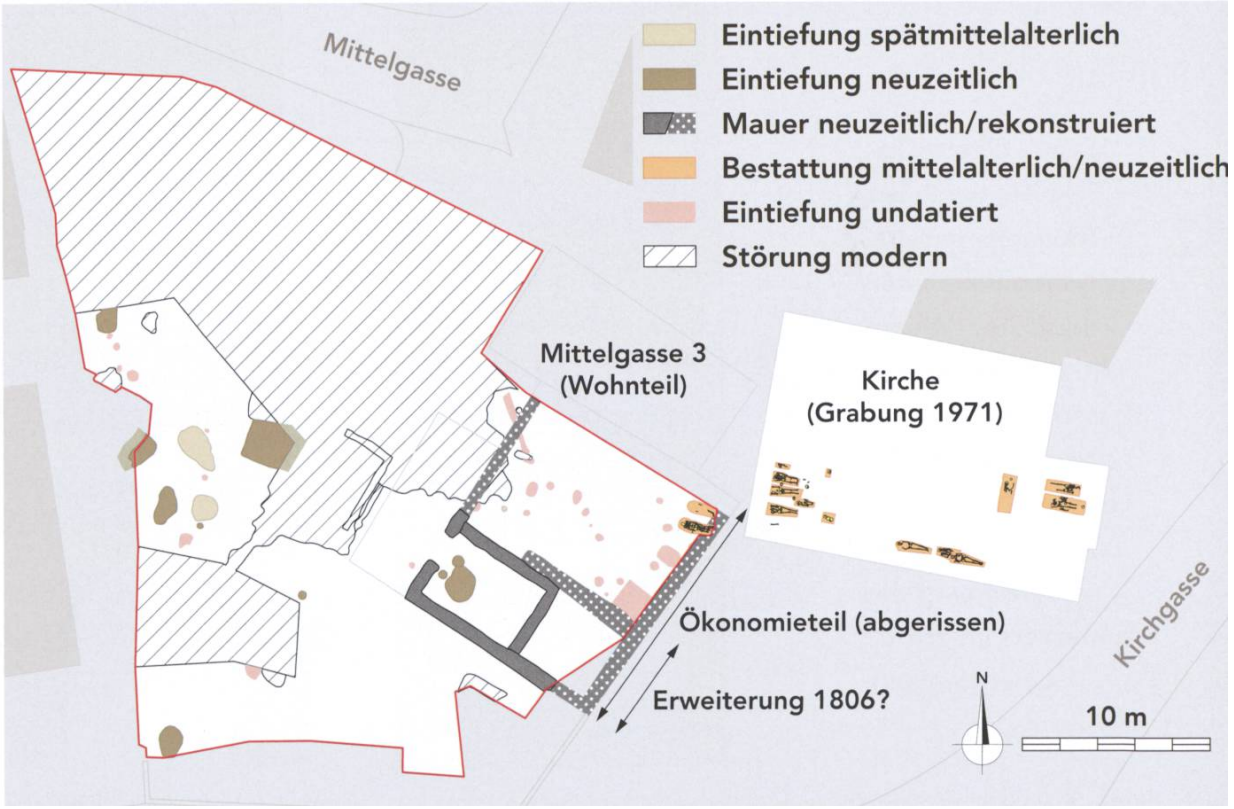
Funde, die eine zeitliche Eingrenzung der Gräber erlaubt hätten, gibt es keine. Die C14-Probe von einem der Skelette ergab aber ein Datum im 10. Jahrhundert (ETH-110818: 1081 ±22 BP), das gut zur Art und Weise der Bettung der verstorbenen Person passt. Da für Bestattungen in dieser Zeit zwingend ein Sakralbau vorauszusetzen ist, muss

man davon ausgehen, dass man in den Grabungen 1971 unter der Kirche nicht alle Vorgängerbauten erkannt hat.

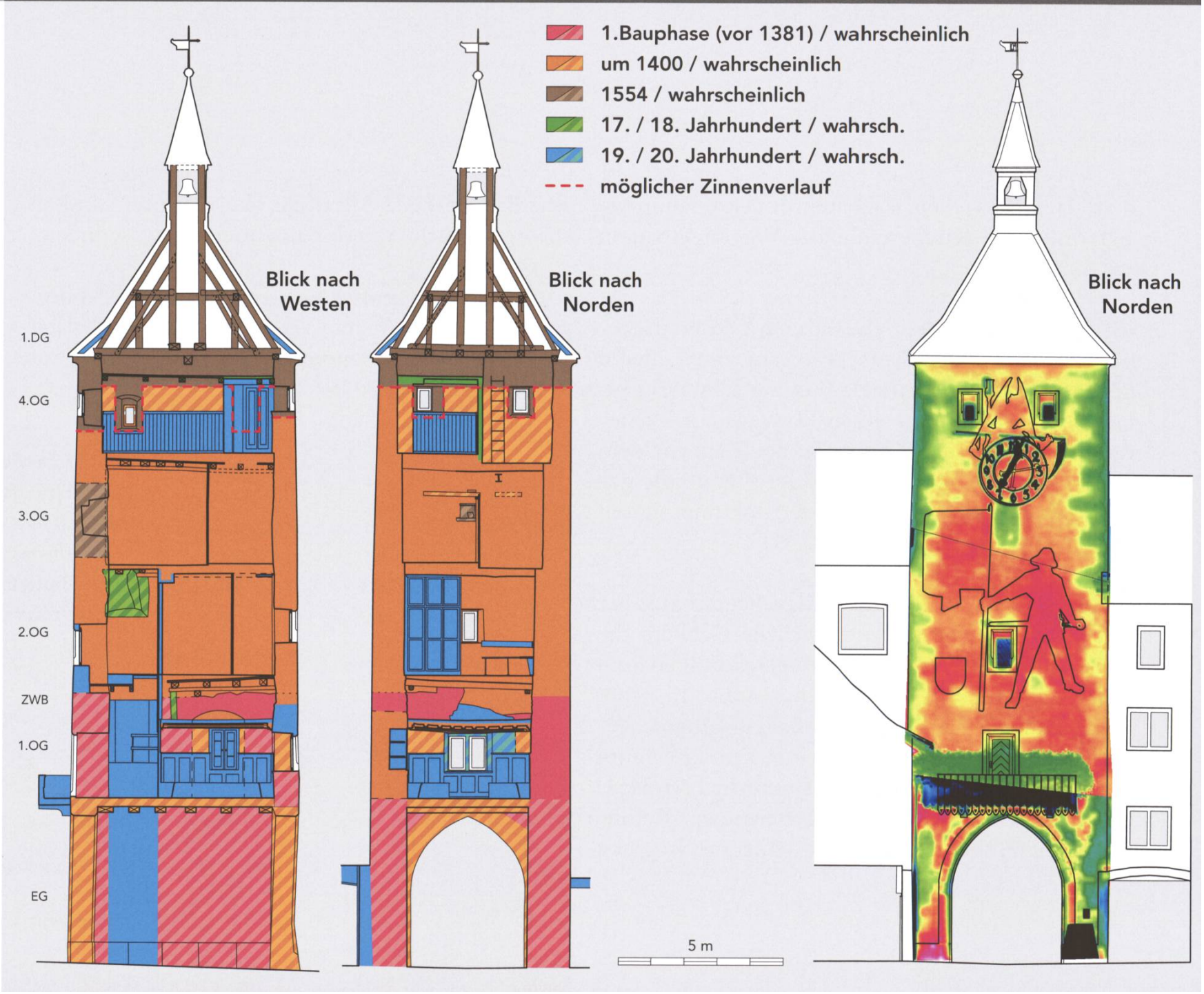
Im Bereich unter dem ehemaligen Ökonomiegebäude fanden sich diverse Pfostengruben, deren genaue Datierung mangels Funden schwierig ist. Die Strukturen geben einen Hinweis auf kleinere Holzbauten oder Zäune aus der Zeit vor dem Bauernhaus. Die Erweiterung der Ökonomie gegen Süden liess sich anhand der dokumentierten Fundamente bestätigen.

Weiter westlich stiessen die Ausgräber auf grössere spätmittelalterliche und neuzeitliche Gruben, die meist für die Entsorgung von Hausabfällen und Bauschutt ausgehoben worden waren. In einer fand sich sogar ein komplett erhaltenes Pferdeskelett. Das Tier war vermutlich einer Krankheit zum Opfer gefallen. Weite Teile des untersuchten Perimeters sind durch moderne Kofferungen, Betonfundamente, Leitungen sowie eine Jauchegrube zerstört worden. Allfällige ältere Spuren sind in diesen Bereichen undokumentiert verschwunden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Viera Trancik, IAG/Universität Basel, für die anthropologische Begleitung
März bis April 2020



Übersicht über die 1971 und 2020 gefundenen Gräber und die weiteren Befunde der aktuellen Grabung.



Liestal, Oberes Tor. Schnitte durch das ‹Törli› mit eingetragenen Bauphasen (links). Das Wärmebild der feldseitigen Fassade (rechts) zeigt das unter dem Putz liegende Mauerwerk und die zugemauerte Türöffnung des Wehrerkers im dritten Obergeschoss.

Liestal, Törli: ein Wahrzeichen erzählt seine Geschichte

Das Obertor oder ‹Törli›, wie es liebevoll genannt wird, ist das unbestrittene Wahrzeichen der Stadt Liestal. Der Torturm mit den Malereien von Otto Plattner erhebt sich im Süden über die Liestaler Altstadt und prägt die Häusersilhouette des ‹Stedtli› massgeblich. Durch die Portale des ‹Törlis› und des einstigen Untertors floss bis ins 20. Jahrhundert der gesamte lokale und überregionale Personen- und Warenverkehr. Zusammen mit dem heute bewohnten Thomasturm und einem Abschnitt der Stadtmauer bei der Pfarrscheune gehört das Obertor zu den wenigen sichtbaren Resten der mittelalterlichen Stadtbefestigung Liestals, welche die Entfestigung des 19. Jahrhunderts überstanden haben.

Während der Sanierung 2018/2019 wurde der Torturm zum ersten Mal durch die Archäologie Baselland bauarchäologisch dokumentiert. Und schnell war klar: Hinter der verputzten Fassade versteckt sich eine jahrhundertelange Baugeschichte. Um diese weiter zu erforschen, wurde der Torturm im Jahre 2019/2020 im Rahmen einer Masterarbeit der Universität Bamberg einer eingehenderen Bauuntersuchung unterzogen. Deren Ziel war es, die Bauphasen des ‹Törlis› zu dokumentieren, zu analysieren und zu visualisieren. Weil das Gebäude zum Zeitpunkt der Befundauf-

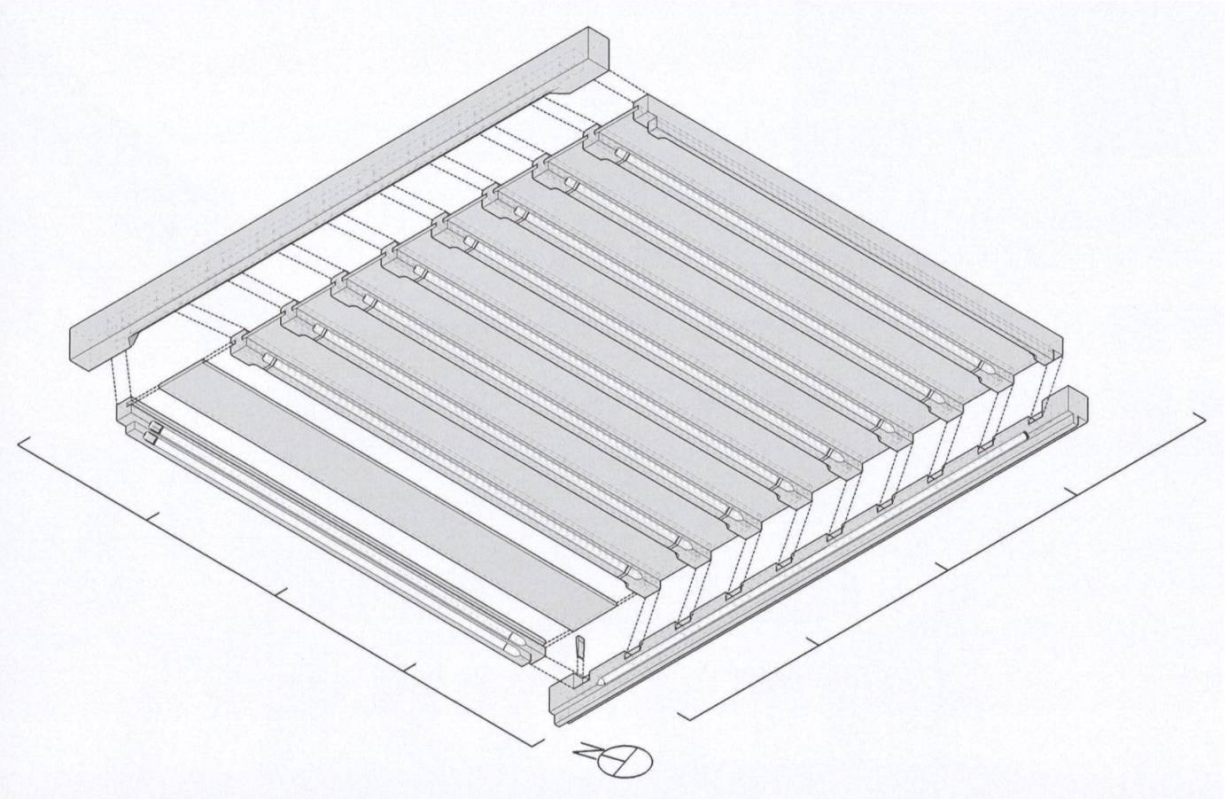
MEHR INFOS

Die stadtseitige Fassade des Obertors im Jahre 2020 mit der Bemalung von Otto Plattner aus den 1950er Jahren.

nahme frisch renoviert war, erfolgte die Untersuchung ohne weitere Eingriffe in die Substanz.

Der Turmschaft steht bündig mit der Aussenflucht der ehemaligen Stadtmauer und ist mit einem Grundriss von 6,3 auf 7 Meter fast quadratisch. Über der Tordurchfahrt erheben sich vier Obergeschosse, die heute seitlich über eine nachträglich eingebaute Treppe im westlichen Pfeiler des ‹Törlis› erreichbar sind. Das Mauerwerk besteht soweit erkennbar aus Kalkbruchsteinen, die Tor- und Fenstergewände sowie Eckverbände aus Materialien wie Tuff-, Hauptrogen- und Sandstein. Die verschiedenen Turmseiten weisen unterschiedliche Mauerstärken auf und werden auf allen vier Seiten nach oben schmaler. Auf der verteidigungstechnisch wichtigen Feldseite ist die Mauer am stärksten ausgeführt. Hier misst sie im Bereich des ersten Obergeschosses rund 1,1 Meter, gute 40 Zentimeter mehr als auf der Stadtseite.

Die Explosionszeichnung zeigt die Konstruktionsweise der ältesten bekannten Decke des Kantons Basel-Landschaft.



Die Jahrringanalyse ergab für die Deckenbalken des ersten bis dritten Obergeschosses und auch für die gotische Balkendecke der Stube im ersten Obergeschoss das Schlagdatum 1398/1399. Damit handelt es sich um die älteste datierte Holzdecke des Kantons (vgl. Jahresbericht 2019, S. 70 ff.).

Über der profilierten Stubendecke befindet sich ein nur 90 Zentimeter hoher Zwischenboden, der dadurch entstanden ist, dass die gotische Decke

konstruktiv unabhängig von den Geschossbalken eingebaut wurde. Dies hatte den Vorteil, dass das Raumvolumen der darunterliegenden Stube gering gehalten werden konnte und somit schneller und günstiger beheizbar war. Als Wärmeisolation wurde über der Stubendecke zudem ein 3–6 Zentimeter dicker Kalkmörtelestrich aufgetragen.

Heute ist dieser Zwischenboden der einzige Raum im Obertor, in dem das Mauerwerk nicht flächig verputzt ist – ein Glücksfall für die archäologische Untersuchung, weil so Hinweise auf mögliche Veränderungen am Gebäude deutlicher sichtbar sind. Und tatsächlich fanden sich im Mauerwerk im Bereich des Zwischenbodens die Reste von zwei zugemauerten Türöffnungen. Bei der einen im Osten handelt es sich um den ehemaligen Durchgang, der vom Vorraum der Stube auf den einstigen Wehrgang der Stadtmauer führte. Diese Öffnung wurde bereits bei der Renovierung des östlichen Nachbargebäudes im Jahre 1987 an der Turmaussenseite dokumentiert. Sie gehört vermutlich zur gleichen Bauphase um 1400 wie die Geschossbalken und die gotische Stubendecke.

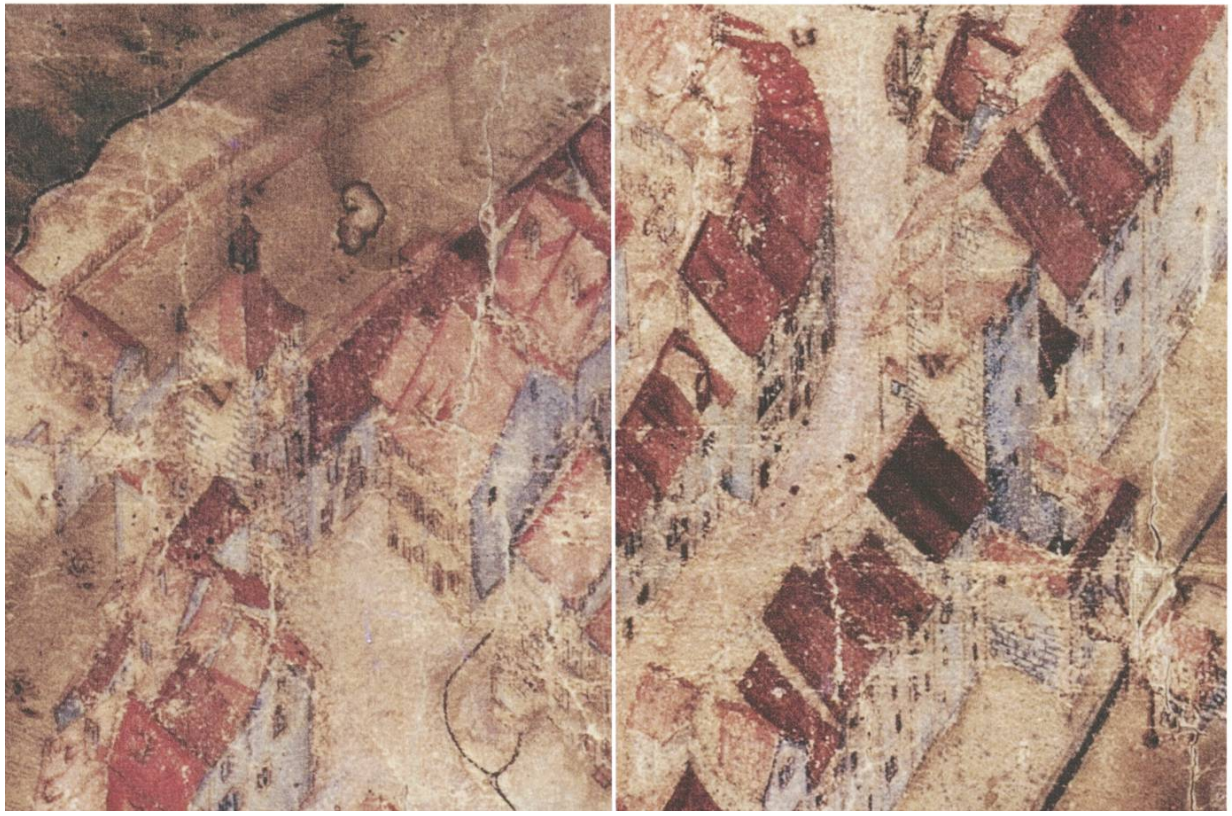
Im Westen des Zwischenbodens fand sich die Oberkante einer rundbogigen Türöffnung, die in ihrer Höhe durch die gotische Stubendecke um etwa 50 Zentimeter abgeschnitten wird. Die Öffnung muss somit zu einem älteren Bauzustand gehören. Dazu passt auch der Befund eines horizontalen Wechsels in der Mauerwerksstruktur: Während das Mauer-

Die Ostwand im Zwischenboden: der einstige Durchgang zum Wehrgang (rechts) diente nach der Zumauerung als Ofennische.

werk auf Höhe der Türöffnung hauptsächlich aus grossformatigen quaderförmigen, teilweise brandgeröteten Blöcken besteht, zeigen sich darüber nur noch kleinere Steinformate.

Ein erstes Torgebäude bestand somit schon vor 1398/1399. Von dessen Bausubstanz haben sich nur die Mauern bis ins erste Obergeschoss erhalten. Denkbar ist, dass dieses ältere Bauwerk in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Stadtmauer errichtet wurde. Oft wurden Tore von kleinstädtischen Befestigungsanlagen allerdings erst nachträglich verstärkt. Ein typisches Befestigungswerk des 13./14. Jahrhunderts wäre ein drei- bis viergeschossiger Torturm mit Zinnenbekrönung und somit ein ähnlicher Bau wie das heutige ‹Törli›. Dieses erste Torgebäude wurde womöglich durch das Basler Erdbeben im Jahre 1356 und den Stadtbrand von Liestal beschädigt, der sich 25 Jahre später ereignete. Dies würde die vielen brandgeröteten Steine im Mauerwerk dieser Bauphase erklären. Die rundbogige Türöffnung war vermutlich der ursprüngliche Zugang zum ‹Törli›. Diese erste Bauphase ist somit zeitlich zwischen dem Stadtmauerbau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und dem Liestaler Stadtbrand anzusiedeln.

Nach der Übernahme der Herrschaft durch die Stadt Basel im Jahre 1400 wurde das Obertor auf den bereits bestehenden Mauern ab dem ersten

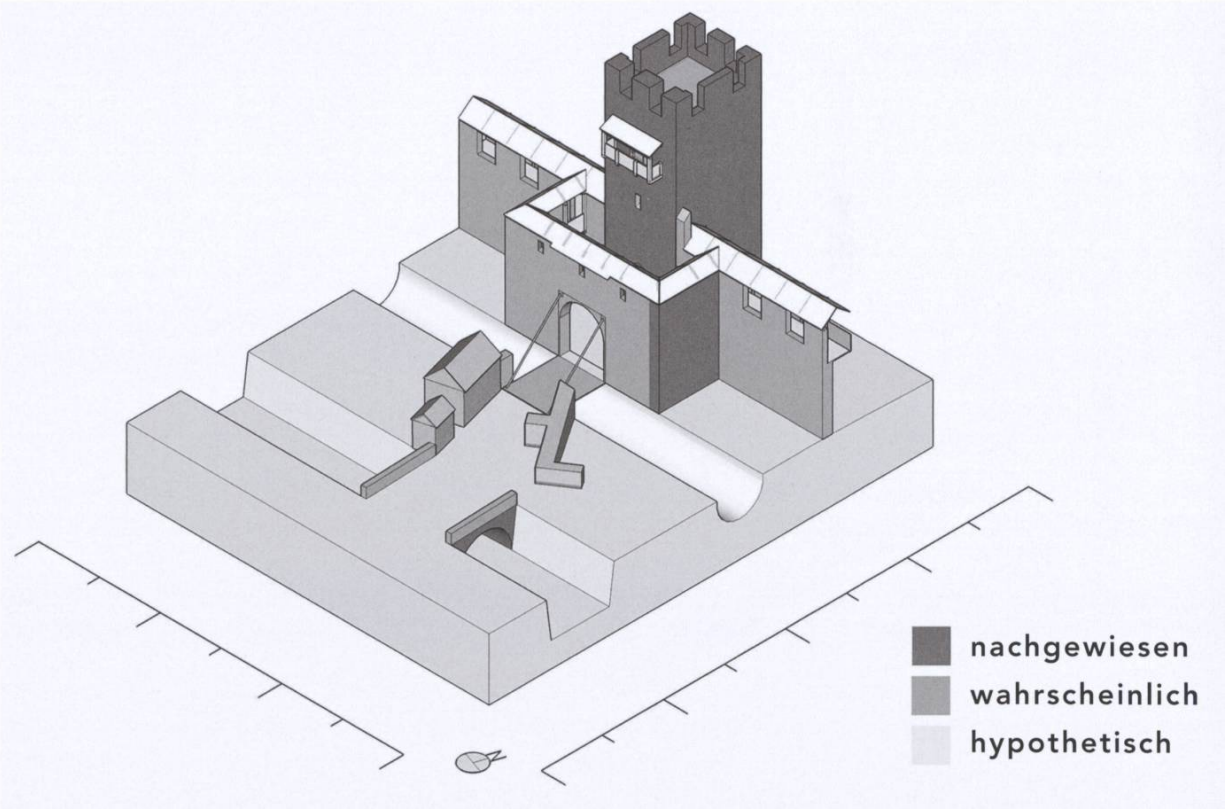


Darstellung des Obertors (links) und des Untertors (rechts) auf einer Orthografie von Jakob Meyer aus dem Jahre 1663.

Obergeschoss und somit auf dem gleichen Grundriss neu aufgebaut. Es erhielt einen dreigeschossigen Turmschaft mit einer Zinnenbekrönung und einen Zwinger mit Fallbrücke. Die Laube auf dem Zwinger war vermutlich, wie auch beim Untertor, vom Wehrgang aus begehbar. Auf dem Wärmebild lässt sich erkennen, dass sich auf der Feldseite im Bereich des dritten Obergeschosses eine zugemauerte Öffnung befindet. Diese gehörte wohl zu einem Wehrerker, einer Art Balkon unter der zinnenbewehrten Plattform auf dem Turm.

Eine nächste grosse Veränderung am ‹Törli› war das Aufsetzen des Turmdachs im Jahre 1554, das heute noch besteht. Aus den Schultheissrechnungen der Stadt Liestal war dieses Datum für den Dachbau bereits bekannt. Die Jahrringanalyse bestätigte nun, dass das Holz für den Dachstuhl tatsächlich im Frühjahr 1554 geschlagen wurde.

Als Auflager für das Turmdach wurden die Zinnenzwischenräume bis auf die heute erhaltenen Fensteröffnungen zugemauert und die Mauerkrone darüber um etwa einen Meter erhöht. Erst jetzt erhielt das ‹Törli› seine heutige Höhe. Der Dachstuhl war mit seinen vier mittigen Dachreiterständern von Beginn an auf einen Dachreiter ausgelegt. Somit ist anzunehmen, dass von Beginn weg die Aufhängung einer Glocke vorgesehen war. Vermutlich gleichzeitig wurde auch eine erste

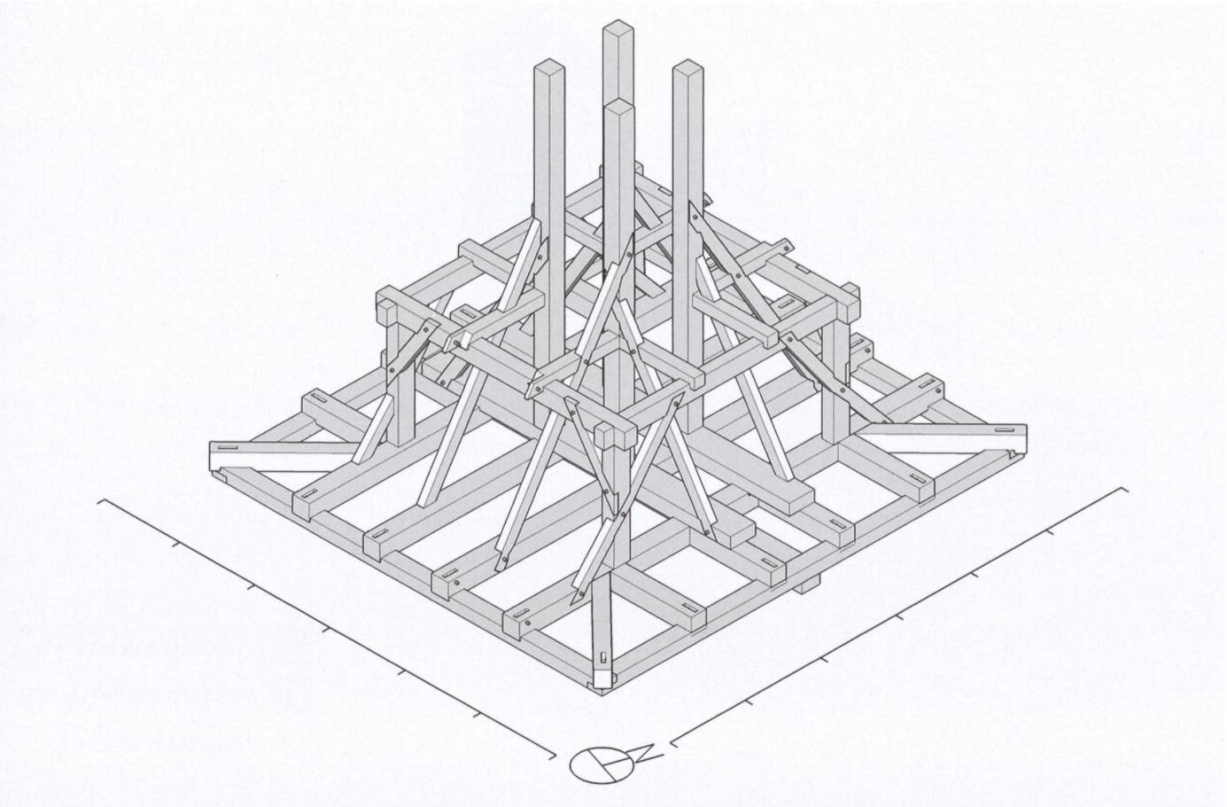


Rekonstruktion des Obertors mit Zwinger, Stadtmauer und Annäherungshindernissen für die Zeit um 1400.

Uhr eingebaut, denn dank des Turmhelms konnte das fragile Uhrwerk jetzt adäquat vor Feuchtigkeit geschützt werden.

Das neue Dach und die Uhr zeigen zugleich einen Wechsel in der Nutzung und Bedeutung des Obertors an. Bis anhin stand die Verteidigung gegen aussen an erster Stelle. Die starken Mauern dienten dazu, dem Feind standzuhalten, und die zinnenbekrönte Plattform war dazu da, um einen guten Überblick über das Umfeld zu behalten, Gefahren möglichst früh zu erkennen und das Tor und sein Umfeld gegen Angreifer zu verteidigen. Mit der Aufgabe der Wehrplattform, später auch mit dem Ersetzen der Fallbrücke durch eine feste Brücke (Mitte 17. Jahrhundert) und der Aufgabe des Wehrgangs der Stadtmauer (1718) rückte diese Abwehrfunktion immer mehr in den Hintergrund.

Im 19. Jahrhundert wurde das Bauwerk schliesslich von einem grossen Teil der Bevölkerung hauptsächlich nur noch als Verkehrshindernis gesehen. Nachdem das Untertor damals bereits weichen musste, kam es in Bezug auf das ‹Törli› nach jahrzehntelangem Tauziehen zu einem Kompromiss: Der Turm durfte stehen bleiben, der davorliegende Zwinger wurde hingegen 1879 abgerissen.



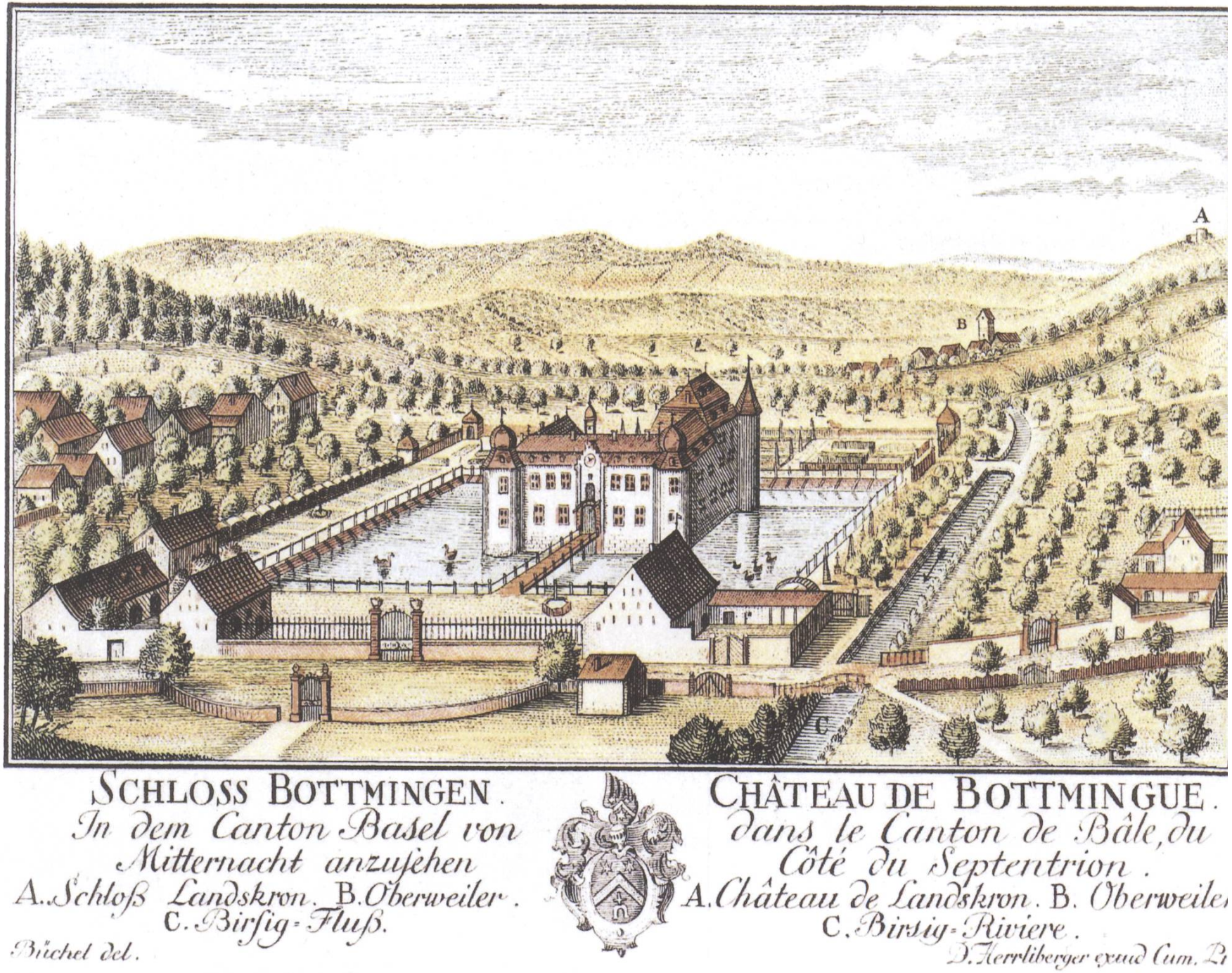
Der Dachstuhl von 1554 mit den vier zentralen Dachreitersäulen zur Aufnahme des Glockenstuhls.

Seither gab es bloss noch kleinere Änderungen an Liestals Wahrzeichen. Diese sind durch Ratsprotokolle und historische Fotografien gut belegt. So wurde das Obertor seit dem Abbruch des Zwingers drei Mal neu bemalt, wobei das Bildprogramm mit dem stolzen Eidgenossen auf der Feld- und dem Rütli-Schwur auf der Stadtseite jeweils übernommen wurde. Die aktuelle Bemalung stammt von Otto Plattner und entstand Mitte der 1950er Jahre. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde zudem östlich und westlich des Torturms jeweils eine Fussgängerpassage geschaffen.

Die durch die Gebäudeanalyse erfasste Baugeschichte passt insgesamt gut in die bereits aus schriftlichen und bildlichen Quellen bekannten Eckdaten des Obertors. Dank der Masterarbeit liess sich nachweisen, dass die Ursprünge des heutigen Baus noch älter sind als die in die Jahre 1398/1399 datierten Geschossbalken. Über die Jahrhunderte wurde das Obertor immer wieder baulich verändert und an die Bedürfnisse der Zeit angepasst. Aus dem einstigen Verteidigungsbau ist so im Laufe der Zeit ein Repräsentationsbau und schliesslich ein Wahrzeichen von lokaler und kantonaler Bedeutung geworden – das heutige ‹Törli›.

Bericht: Nora Näf

Das ‹Törli› 1864 mit dem überdachten Zwinger (links) und nach dessen Abbruch 1879 (rechts).



Bottmingen, Schlossgarten Ost. Auf dem kolorierten Kupferstich von Emanuel Büchel von 1750 ist östlich (links) des Schlosses ein einsamer Zierbrunnen zu sehen. Blick gegen Süden (Kunsthistorische Sammlung).

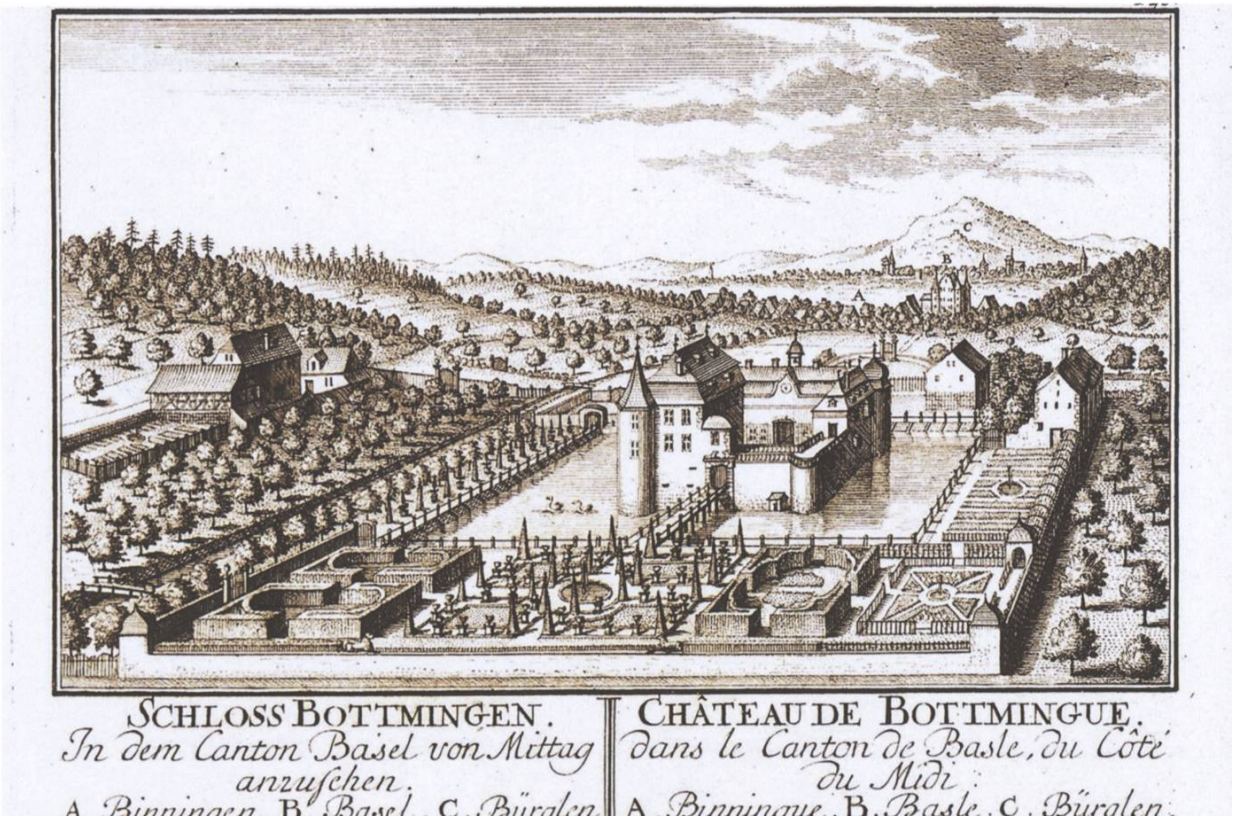
Bottmingen, Schlossgarten Ost: ein Hauch von barocker Pracht

Das Weiherschloss Bottmingen ist eines der wenigen noch erhaltenen Wasserschlösser der Schweiz und ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung. Ihren Ursprung hatte die Anlage im späteren 13. Jahrhundert. Die bereits damals im Wasser stehende Niederungsburg bestand aus einem Mauergeviert mit einem Turm an jeder Ecke.

Nach einem Brand im Jahr 1409 und mehreren Besitzerwechseln erfuhr das Schloss in den Jahren 1645 und 1720 zwei grössere Umbauten. Der letztere, unter dem damaligen Besitzer Johann Georg Deucher, der mit dem Handel von Mississippi-Aktien reich geworden war, verwandelte es schliesslich «in ein königliches Schloss oder Louvre, mit Tapeziererei, Gemälden, Hausrath und Schwanen», wie es in den Quellen heisst. Die Anlage erhielt die grösstenteils heute noch sichtbare Gestalt. Lediglich der südwestliche Turm zeugt noch vom ursprünglichen, mittelalterlichen Aussehen.

MEHR INFOS

Deucher liess unter anderem einen südlichen Ausgang mit Zugbrücke erstellen, die zusammen mit dem bereits bestehenden Pendant im Norden eine Mittelachse bildete. Um das Schloss wurde ein französischer Garten angelegt, dessen Mittelpunkt in der Verlängerung der Hauptachse südlich des Schlosses lag. Die barocke Anlage bestand aus regelmässigen Wegen, Springbrunnen, Obelisken,

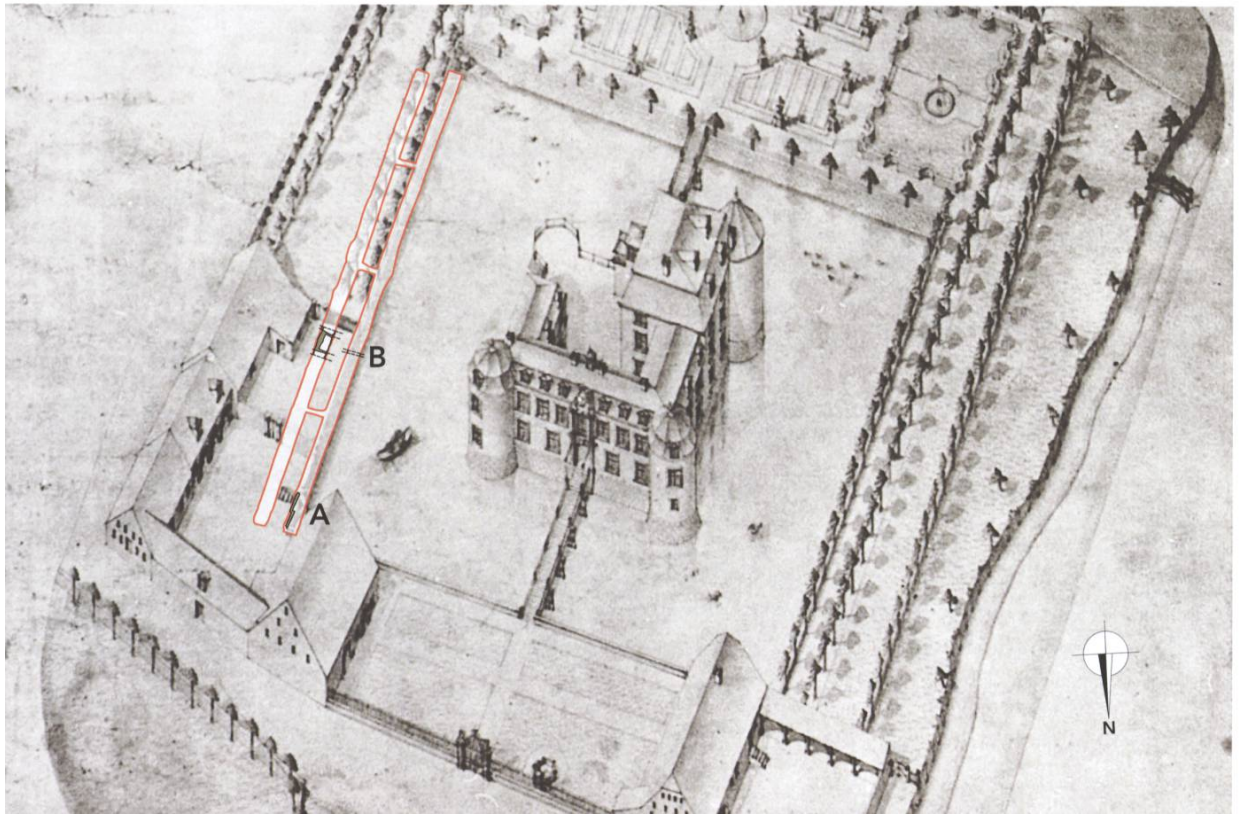


In Büchels Zeichnung von 1755 ist der Barockgarten im Süden des Schlosses detailliert dargestellt (Kunsthistorische Sammlung).

Im isometrischen Plan von Fechter sind die Pflanzgräben sowie die Lage der Bootsanlegestelle (A) und der Zisterne (B) eingetragen.

Gitterportalen und zugeschnittenen Hecken. Im 19. Jahrhundert musste sie einer zeitgemässeren Landschaftsgestaltung, einem ‹englischen Garten›, weichen.

In einer ‹gartenarchäologischen› Sondierung hat die Archäologie Baselland 2001 im Auftrag der kantonalen Denkmalpflege Reste des Barockgartens südlich des Schlosses freigelegt. Dabei wurden der Verlauf von Wegen und Hecken sowie die Standorte von Brunnen und Fundamenten lokalisiert und mit den historischen Ansichten des Areals abgeglichen.



Die Erkenntnisse der damaligen Untersuchung flossen in die Planung zur Aufwertung und Neugestaltung des bestehenden Gartens ein. In einer ersten Etappe wurde 2011 der Südteil mit barocken Elementen umgestaltet. Einige Jahre später sollte nun auch der Ostteil neugestaltet werden. Auch hier bot die Archäologie Baselland der Denkmalpflege Hand für eine vorgängige Sondierung. Konkret sollte der Standort eines Zierbrunnens ermittelt werden, der auf Stichen von Emanuel Büchel um 1750 festgehalten ist. Bei der Sondierung im Herbst 2019 zeigte sich jedoch keine Spur dieses Wasserspiels.

Ein Jahr später wurde die Neugestaltung des Ostgartens in Angriff genommen. Unter Berücksichtigung von historischen Ansichten sollte eine

Lindenallee angelegt werden. Dazu wurden zwei knapp 80 Meter lange und 2 Meter breite Pflanzgräben ausgehoben. Diese Erdarbeiten erfolgten unangemeldet und konnten so von der Archäologie Baselland grösstenteils nicht begleitet werden. In den beiden Gräben zeigten sich im Nachhinein mehrere archäologische Strukturen, darunter auch zwei gemauerte Bereiche.

Am Nordende des westlichen Grabens fand sich ein Mauerabschnitt, der gegen Westen hin verputzt war. Er war also ehemals sichtbar. Davor befand sich eine Aufschüttung aus Abbruchschutt und gelöschtem Kalk. Unter Zuhilfenahme der Zeichnung des Basler Bauingenieurs und Geometers Johann Jacob Fechter aus dem Jahr 1780 gelang es, den Mauerabschnitt mit der ehemaligen Bootsanlegestelle des Weihers in Übereinstimmung zu bringen. Heute liegt die Mauer fünf Meter vom Ufer entfernt. Dies zeigt, dass die Ausdehnung des Wassergrabens im 18. Jahrhundert weiter gegen Osten reichte. Der Abbruchschutt dürfte vom Abriss der Ökonomiegebäude in der Nordostecke der Parzelle im 19. Jahrhundert stammen. Offenbar wurde zumindest ein Teil davon verwendet, um die Weiherböschung aufzuschütten. Weitere Spuren von ausplaniertem Abbruchmaterial fanden sich in den Böschungen im Norden der beiden Pflanzgräben, also dort, wo die Ökonomiegebäude standen.

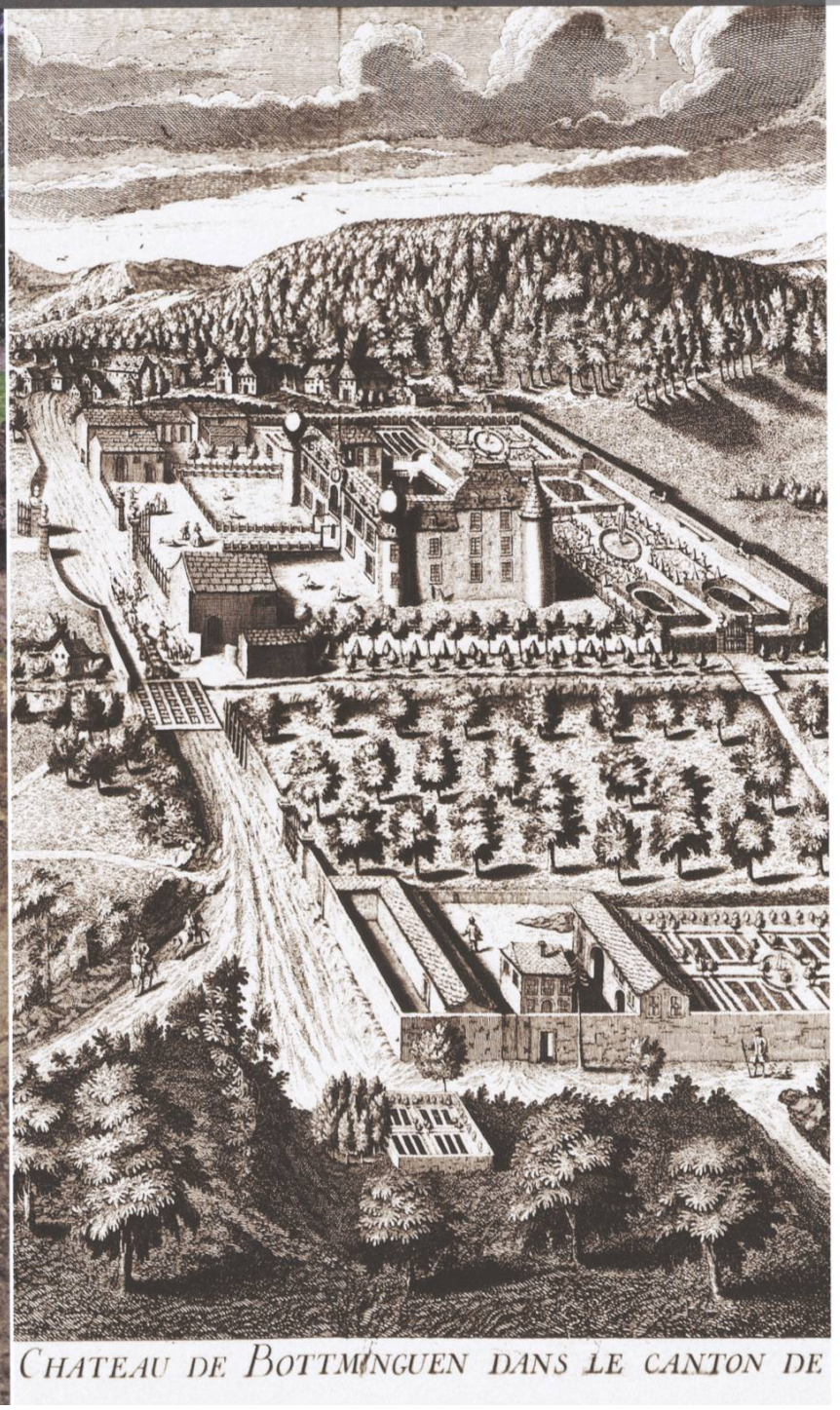
Die Lage der Stützmauer der ehemaligen Bootsanlegestelle zeigt, dass der Weiher früher grösser war. Blick gegen Süden.

Unten ist die Zisterne mit der Einlaufrinne im Zentrum zu sehen, im Profil des Pflanzgrabens oben der weiss markierte Überlaufkanal. Blick gegen Westen.

Der zweite Befund mit Mauerresten fand sich im östlichen Graben. Dort wurde beim Aushub ein unterirdisches Gewölbe aus Ziegeln mit Seitenwänden aus Kalkbruchsteinen angeschnitten. Das Bauwerk hatte eine Nord-Süd-Ausdehnung von 2,5 Metern. Einen Hinweis auf die Nutzung gibt eine gegen Westen abfallende Rinne im Zentrum des Gewölbes, durch die Wasser in den Innenraum eingeleitet wurde. Es handelte sich somit um eine Zisterne, die vom Dachwasser des angrenzenden Ökonomiegebäudes gespeist wurde. Ein kleiner gemauerter Kanal aus Ziegeln diente als Überlauf gegen den Weiher hin. Wo das Wasser aus der Zisterne entnommen wurde, liess sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich befand sich die dafür nötige Öffnung im Bereich des durch den Bagger zerstörten Gewölbes.

Nach Abschluss der archäologischen Dokumentation wurden 45 Linden gepflanzt. Der östliche Schlossgarten wird somit in Zukunft wieder stärker die Gestalt der Barockzeit annehmen und zusammen mit dem bereits bestehenden Südteil einen Eindruck vermitteln, wie der französische Lustgarten vor knapp 300 Jahren ausgesehen hat.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Oktober 2020



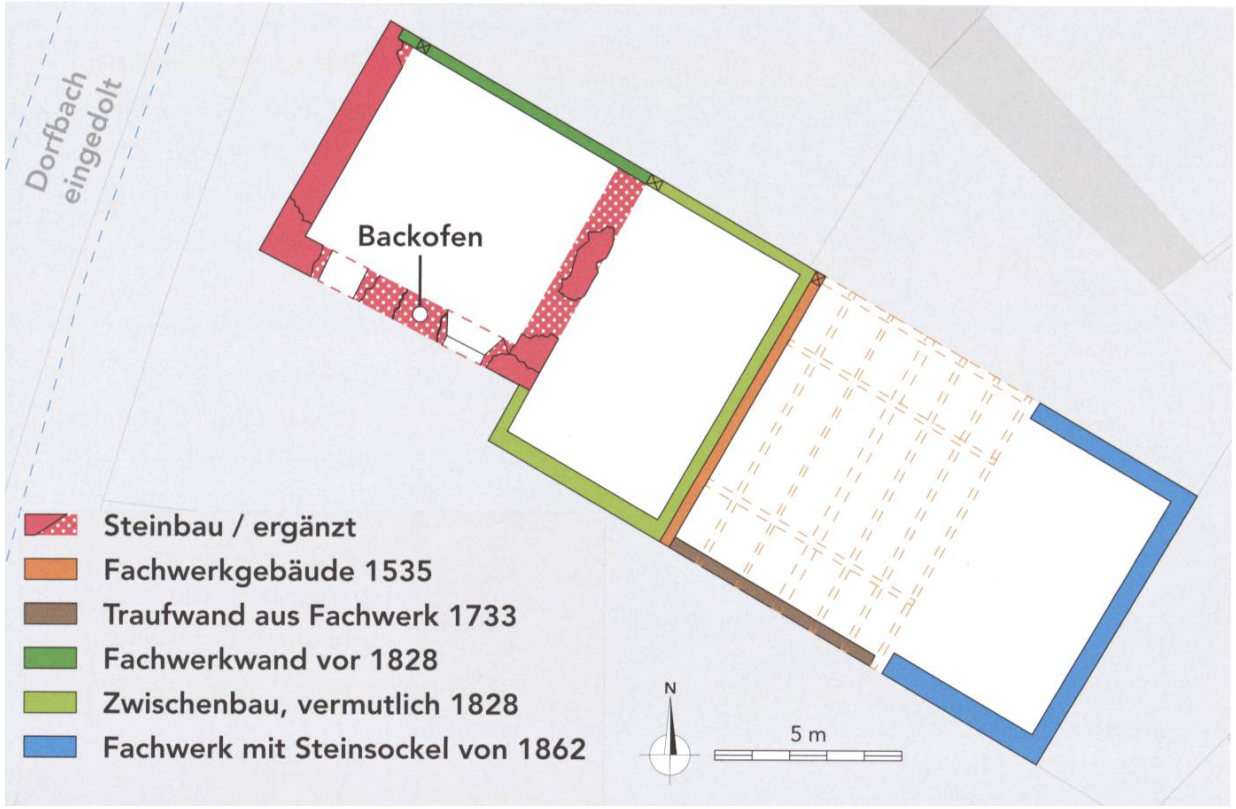
Sondierung von 2001 (links): Der zentrale Zierbrunnen südlich des Schlosses war genau in der Hauptachse der Anlage platziert. Blick gegen Norden.

Auch auf der Ansicht des Schlosses von Nordwesten von Louis Jacob, einem Stich nach Emanuel Büchel (um 1749), ist die barocke Gartenanlage dokumentiert (Kantonale Denkmalpflege).

Allschwil, Neuweilerstrasse 3: ein Steinbau im Fachwerkdorf

Der Ortskern von Allschwil ist geprägt von giebelständigen Bauernhäusern und Gehöften in Fachwerk-Bauweise. Er entspricht damit dem baulichen Charakter sundgauischer Dörfer. Der hier vorgestellte, zentral gelegene und aus der Reihe tanzende Steinbau bildet den strassenseitigen Abschluss eines langgestreckten Baukörpers mit nach Südosten anschliessenden Bauabschnitten. Er befindet sich an der Neuweilerstrasse in Richtung Hinterdorf, direkt am Ufer des Dorfbachs, der bis Mitte des letzten Jahrhunderts noch offen lag.

Allschwil, Neuweilerstrasse 3. Lage des langgestreckten Gebäudes mit seinen Bauphasen.

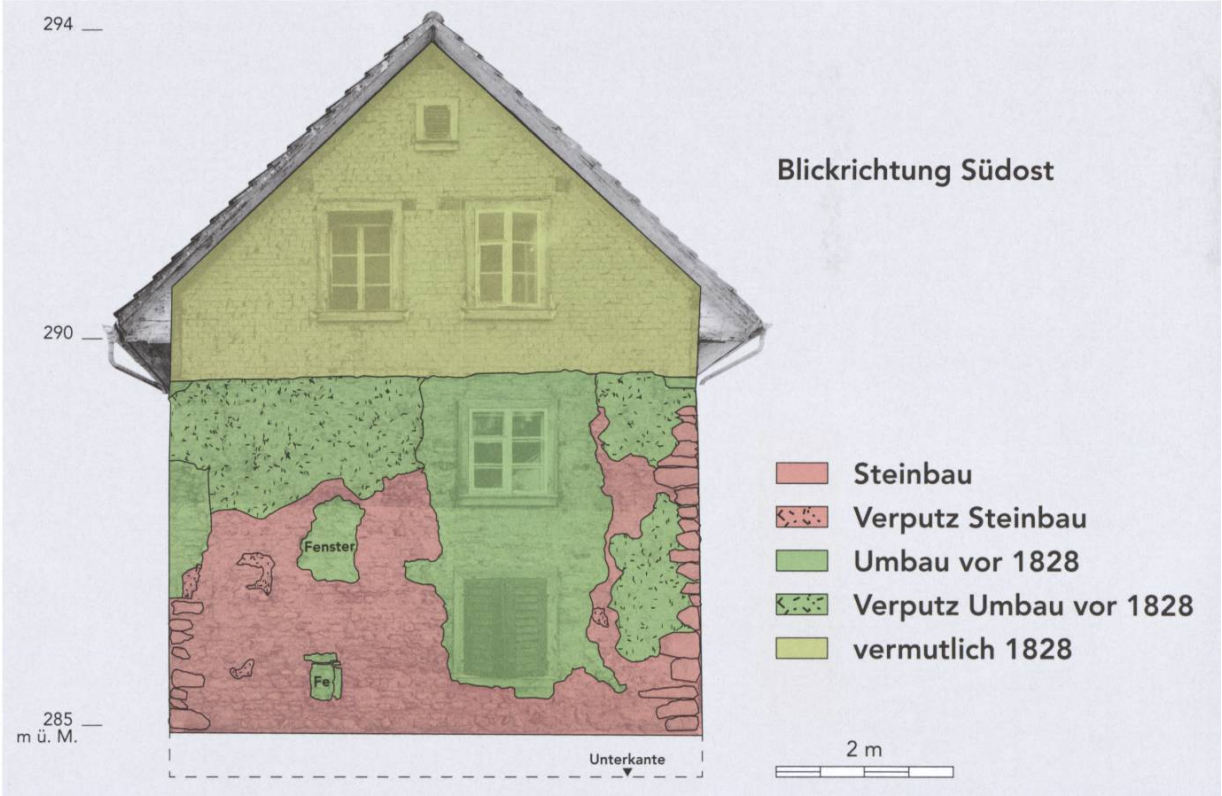


Der Grundriss des 7,8 Meter langen Steinbaus besteht aus 80 Zentimeter starken Mauern und ist nicht ganz quadratisch. Die zum Bach gelegene Wand misst sieben Meter, die parallel verlaufende rückwärtige hingegen nur 6,6 Meter. Auf der Bachseite ist die Mauer 4,6 Meter hoch erhalten geblieben und zeigt zwei Wohngeschosse. Die Eckverbände bestehen aus massiven Quadern aus behauenen Molassesandsteinen. Das gesamte Mauerwerk wurde in deutlichen Lagen und mit kiesigem Kalkmörtel gefügt und besteht aus einem vielfältigen Spektrum an Lesesteinen. Es enthält hauptsächlich Bachkiesel, einige davon russgeschwärzt, und Molassesandsteine. Dazwischen hat es einzelne rote Sandsteine, Muschelagglomerate, wenige Kalktuffe und Baukeramikfragmente. An wenigen Stellen fanden sich noch Reste der grob abgezogenen Putzoberfläche aus Kalkmörtel.

Zwei übereinanderliegende schmale Fenster hat man später zugemauert. Für den Einbau der aktuellen Fenster wurde die Bruchsteinmauer grosszügig aufgebrochen und wieder ergänzt. Bei diesem Umbau bediente man sich wiederum eines breiten Steinspektrums und verbaute Material in zweiter Verwendung. Ob hier bereits bestehende Lichtöffnungen erweitert wurden, ist nicht mehr nachzuweisen. Bei Abbrucharbeiten konnte Martin Schilling, der Präsident der Arbeitsgruppe Dorfkern, im südöstlichen, steinernen Sockel des Stallbereichs einige als Spolien eingebaute, spätgotische Gewändeteile bergen. Ob sie von älteren Fenstern des Steinbaus stammen, bleibt Spekulation.

Auf der Nordseite ist heute ausser ein paar Eckquadern nichts mehr erhalten. Anfangs des 19. Jahrhunderts ersetzte man die wohl ruinöse Mauer durch eine Fachwerkwand. Gleichzeitig wurde auch die Südseite, von der nur noch ein paar originale Eckquader erhalten sind, neu aufgemauert. Bei dieser Gelegenheit baute man einen Aussenbackofen ein. Von der ursprünglichen Westseite waren unter dem Fussboden noch Fundamentreste erhalten. Wie das Dach über dem Steinbau einst ausgesehen hat und wie es ausgerichtet war, ist nicht bekannt. Die heutige Höhe erreichte das Gebäude durch eine Aufstockung.

Fünf Meter weiter westlich folgt ein giebelständiges Fachwerkgebäude mit drei Bundebenen,



Die steinerne Giebelseite des Gebäudes mit Eintragung der Bauphasen.

acht Meter breit und sieben Meter lang. Die Stuhlstreben seines ursprünglichen Dachwerks sind in Teilen erhalten geblieben und gehören gemäss der dendrochronologischen Untersuchung ins Jahr 1535. Sein Nordwestgiebel war einst mit Staken verstrebt und mit Lehm ausgefacht. Bauhölzer aus der südlichen Fachwerkwand wurden ins Jahr 1733 dendrodatiert, diese musste demnach damals erneuert werden. Wie das Fachwerkgebäude ursprünglich aussah, wie es genutzt wurde und ausgestattet war, ist nicht bekannt. Seine Dachbalken sind russgeschwärzt, was auf eine Feuer- oder Herdstelle hinweist. Möglicherweise handelte es sich ehemals um ein Tauner- oder Kleinbauernhaus. Heute ist in der modern überprägten Situation eine Nutzung als Tenn zu erkennen.

Das noch erhaltene Dachwerk von 1535 mit Blick an den Giebel des jüngeren Zwischenbaus.

Die zeitliche Abfolge von Stein- und Fachwerkbau ist nicht bekannt. Es ist unklar, welches Gebäude zuerst stand und welches sich folglich an der Ausrichtung des anderen orientierte. Vermutlich um 1828 füllte man die Lücke zwischen den beiden Bauten und errichtete ein neues Dachwerk. Der Zwischenbau ist in der Breite dem Riegelbau angepasst worden, was zu einem Vorsprung bei der südlichen Traufmauer des Steingebäudes führte. 1862 verlängerte man das Ensemble weiter nach Südosten mit einem Stallteil aus Fachwerk auf gemauertem Sockel.

Da es sich in diesem Teil des Dorfkerns von Allschwil um den einzigen Steinbau handelt, ist zu erwähnen, dass sich knapp 50 Meter weiter westlich unter der Kirche St. Peter und Paul Überreste eines römischen Gutshofs befinden. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass 1947 beim Aushub für einen Keller zwischen Stein- und Fachwerkbau römische Funde gemacht wurden. Ob das festgestellte grosse Steinspektrum Abbruchmaterial der römischen Anlage enthält, ist nicht nachzuweisen. Zweck und Entstehungszeit dieses singulären Steinbaus bleiben vorerst ungeklärt.

Im Zusammenhang mit einem Bauinventar, das Doris Huggel 1992 im Auftrag der Gemeinde durchführte, zeigte sich, dass die Brandlagerakten für die Liegenschaft an der Neuweilerstrasse 3 im Jahr 1816 zwei Hausnummern, also eine Doppelliegenschaft, aufführen. 1828 wird nur noch ein Haus mit Scheune und Stallung gezählt. Dies steckt einen Zeitrahmen für die Schliessung der Lücke zwischen dem Stein- und dem Fachwerkbau ab. 1911 befand sich im Gebäude eine Spezereihandlung und 1923 ein Verkaufslokal für Töpferwaren.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess, mit Dank an Doris Huggel
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Oktober 2018 und März 2020

Die ins Jahr 1733 datierte Fachwerkwand mit Blick an den Giebel des Zwischenbaus.

Wintersingen, Winterhalde 4. Blick ins Gefüge des Obergeschosses und des Dachraums. Die dunklen Föhrenhölzer stammen aus der Bauzeit um 1559.

Wintersingen, Winterhalde 4: ein Haus mit inneren Werten

Im Mai des Berichtsjahres, mitten im Covid-Lockdown, meldete uns Judith Bertram von der Kantonalen Denkmalpflege, dass in einem künftigen Baugesuchsobjekt noch Reste eines ‹Hochstuds› erhalten seien. Bei der Begehung des ehemaligen Mittertenn-Bauernhauses zeigte sich, dass noch ein guter Teil der Holzständerkonstruktion mit vier Querbünden und zwei Hochfirstständern aufrecht steht.

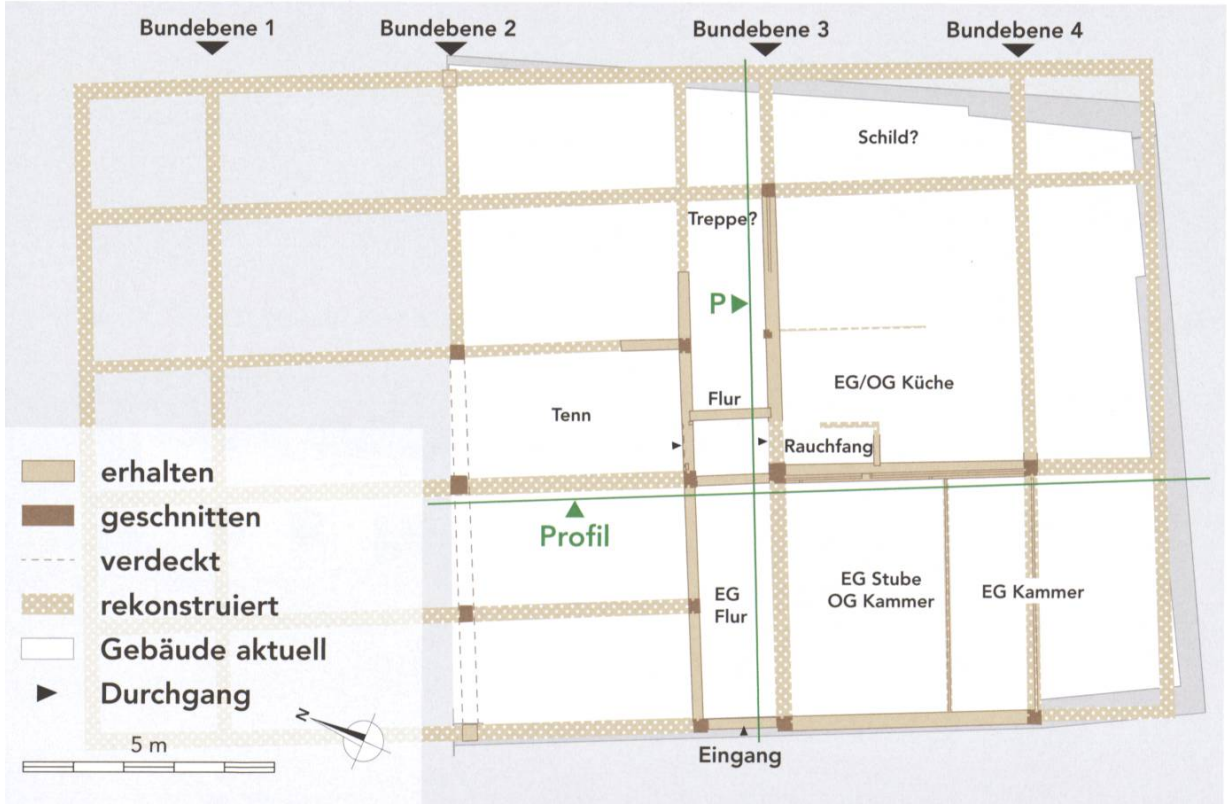
Das Gebäude Winterhalde 4 ist eines von mehreren giebelständig zur Strasse aufgereihten einstigen Bauernhäusern, am Fusse der bewaldeten ‹Holde› im Unterdorf von Wintersingen. Der Bau steht etwas abgedreht zur Strasse. Der gegen die Strasse gelegene Stallteil ist nicht mehr erhalten. An seiner statt wurde nachträglich ein Wohnhaus angebaut. In der Gebäudemitte lag das Tenn und auf der ansteigenden, schattigen Hangseite folgt der Wohnteil, der nach Südwesten auch im Winter optimal zur Sonne ausgerichtet ist. Das mächtige Walmdach war einst mit Stroh gedeckt.

Für die Errichtung in Hochfirstständerbauweise waren vier Querbünde und zwei Hochstüde nötig. Diese wurden mittels diverser Quer- und Längshölzer miteinander verstrebt. Die Verbindungen der Bauhölzer weisen in der Regel Überblattungen mit Versätzen auf und wurden mit Holznägeln fixiert. Von der eichenen Schwelle, welche

Die moderne Fassade lässt heute kaum noch erahnen, welch eindrückliche Konstruktion sich dahinter verbirgt.

die Basis für die aufgehende Baukonstruktion aus Föhrenholz bildet, sind lediglich noch zwei kurze Balkenabschnitte erhalten geblieben. Nach den beobachteten Nuten zu schliessen werden die Aussenwände aus liegenden, in die Wandständer geschobenen Brettern bestanden haben. Auf der zum Dorf gerichteten Vorderfassade gab es einen aus Vordachbügen und Flugpfette gebildeten ‹Schärmen›. Dieser schützte die befensterte Fassade des Wohnteils vor der Witterung und bildete einen gedeckten Vorplatz für diverse landwirtschaftliche Tätigkeiten. Die dendrochronologisch datierten Bauhölzer des Gebäudes sind frühestens im Winter 1559 geschlagen worden.

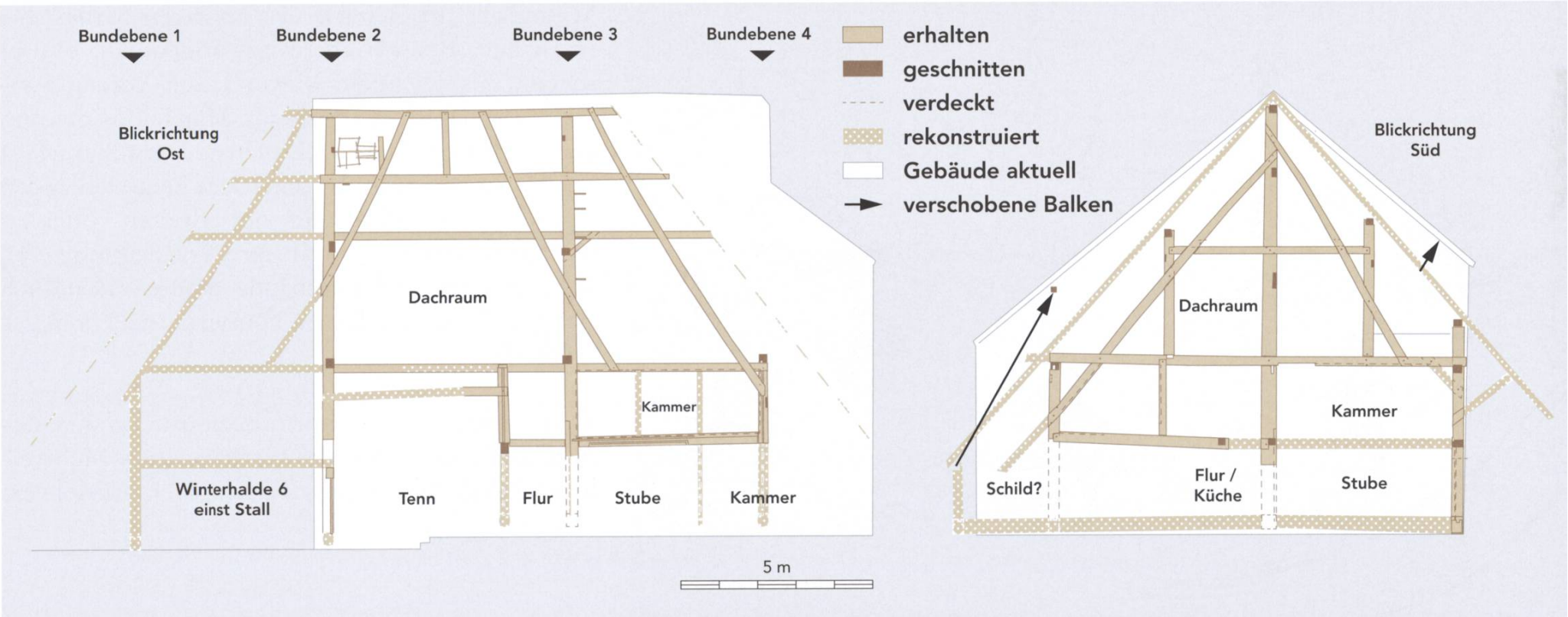
Erhaltene Teile und Rekonstruktion des Grundrisses des ursprünglichen Baus von 1559.



Der Stallteil zwischen den Bundebenen 1 und 2 ist – wie erwähnt – nicht mehr erhalten. Zwischen dem zweiten und dem dritten Bund, also zwischen den beiden Hochfirstständern, lagen Tenn und Flur. Mit einer Holzwand in Ständerkonstruktion sind sie voneinander abgetrennt. Darin befindet sich ein Durchgang von der Ökonomie in den Wohnteil, der südlich an Bund 3 anschliesst. Gotisch verzierte Balken machen den Bereich der einstigen Stube optisch erkennbar. Eine Binnenwand zu einer weiter südlich gelegenen Kammer ist dementsprechend anzunehmen, aber nicht mehr nachzuweisen. Von der Mittelachse aus zur Gebäuderückseite hin, also nach Osten gelegen, befand sich die Küche mit einer Feuerstelle. Der Flur und die Küche werden einen offenen, L-för-

migen Bereich gebildet haben. In der Verlängerung des Flurs dürfte die Treppe in den oberen Stock gewesen sein.

Zwischen den Bundebenen 3 und 4, über der Stube, befand sich eine Kammer. Die Balken weisen hier Nuten auf, in denen Wandbretter eingeschoben waren. Die Küche war ursprünglich wohl nach oben offen, damit der Herdrauch frei in den Dachraum abziehen konnte. Der Rauch schützte zugleich die Baukonstruktion und die eingelagerten Getreidegarben vor Ungeziefer. Ob im hinteren Küchenbereich nachträglich eine Bohlenwand eingezogen wurde, um einen zusätzlichen

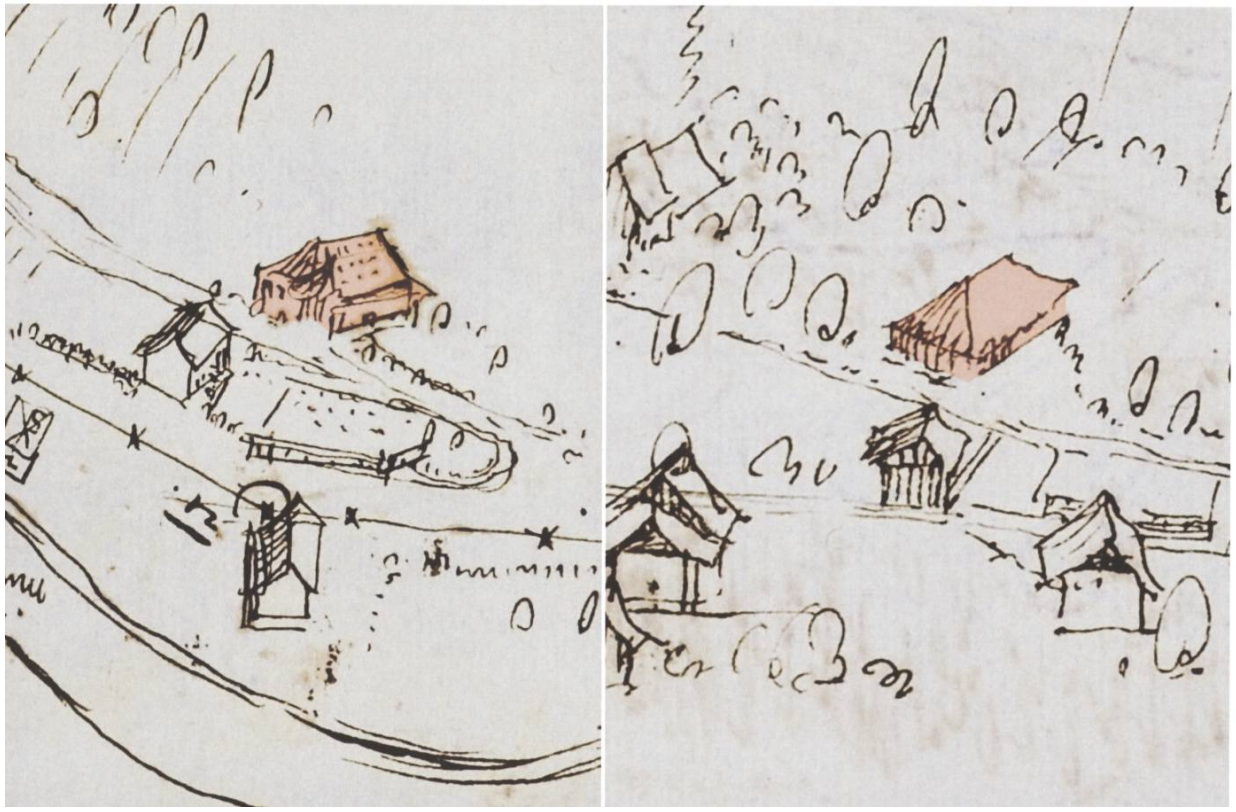


Rekonstruierter Längs- und Querschnitt des Mehrreihen-Ständerbaus.

Raum zu schaffen, ist unklar. Zur Klärung dieser Frage wären Vergleichsbeispiele beizuziehen. Die Existenz eines ‹Schildes›, einer zusätzlichen Wand unmittelbar hinter der Trauflinie und damit zusätzliches vor Witterung geschütztes Raumvolumen, ist auf der Rückseite und vielleicht auch an den Giebelseiten des Gebäudes denkbar, aber nicht mehr nachzuweisen, da die entsprechenden Konstruktionshölzer nicht mehr erhalten sind.

Georg Friedrich Meyer hielt um das Jahr 1680 das damals mit Stroh gedeckte Bauernhaus in zwei Varianten fest: Die eine Skizze zeigt Tür, Fenster und ein Kellerfenster oder -zugang sowie ein Walmdach im Bereich des einstigen Stalles. Sie ist in dem Bereich allerdings undeutlich, und es scheint, als zeichnete Meyer einen Versatz zwischen Giebel- und Traufseite. Handelt es sich um eine nachträgliche Korrektur? Die Darstellung lässt Spekulationen zum Aussehen des heute fehlenden Stallbereiches offen. Auf der zweiten, offenbar überarbeiteten und idealisierten Zeichnung von Wintersingen ist das Gebäude unmissverständlich mit zum Dorf gerichteten Fenstern und Türen gezeichnet.

Es ist immer wieder enorm beeindruckend, Volumen und Dimension des Gefüges eines Mehrreihenständerbaus vor sich zu sehen. Der Grössenver-



Die beiden Skizzen, die Georg Friedrich Meyer um 1680 vom Haus gemacht hat, unterscheiden sich deutlich.

gleich einiger bekannter Baselbieter Bauernhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert zeigt, dass die baulichen Dimensionen des Wintersinger Beispiels im oberen Durchschnitt liegen. Das Mittertennhaus war mit 10,8 × 10,8 × 16,6 Meter (Firsthöhe × Länge/Traufe × Breite/Giebel) etwas kleiner als das bisher grösste bekannte Beispiel, das Haus Gassenbrunnen 5/7 in Ramlinsburg (12 × 15 × 23 Meter, dendrodatiert 1556) und etwa gleich gross wie dasjenige in Muttenz, Hauptstrasse 25, das bisher älteste erhaltene Bauernhaus im Kanton (11 × 10 × 17,5 Meter, dendrodatiert 1472).

Der Eigentümer möchte die noch erhaltenen Bauhölzer grösstenteils erhalten und ins geplante Projekt einbeziehen. An dieser Stelle gilt ihm und der Kantonalen Denkmalpflege ein herzlicher Dank für die gute Zusammenarbeit und das aktive Melden dieses Befundes. Wer weiss, wie viele Überreste dieses vormals sehr verbreiteten Gebäudetyps heute noch hinter modernen Verkleidungen verborgen sind und sich uns dereinst noch zeigen werden.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic und Claudia Spiess, Basel
Mai und Juni 2020

Wandständer mit nach oben auslaufender gotischer Fase zeichnen die ehemalige Stube aus.

Binningen, Schlossgasse 5 (Schloss). Der Saal im ersten Obergeschoss nach Entfernung der modernen Oberflächen an Wänden und Böden.

Schloss Binningen: Lehmstrukturen als archäobotanische Zeitkapseln

Die Archäobotanik untersucht Pflanzenreste aus vergangenen Zeiten und versucht, daraus die Vegetations- und Agrargeschichte zu rekonstruieren. Gefunden werden diese Pflanzenreste unter anderem in historischen Gebäuden, zum Beispiel als Magerung in Lehmböden und -wänden. Das Beimischen von Pflanzenpartikeln reduziert das Gewicht und beugt der Rissbildung beim Trocknungsprozess vor. Am häufigsten wird Lehm als Ausfachung von Wänden und als Wickel oder Estrich zwischen Deckenbalken verwendet. Beim Lehmwickel handelt es sich um mit Stroh und Lehm umwickelte Rundhölzer, die zwischen den Deckenbalken auf angebrachte Leisten aufgelegt oder in eine Nut eingeschoben worden sind. Der Lehmestrich wird in Regel zwischen den Deckenbalken auf die eingeschobenen Deckenbretter aufgetragen. Neben einer wärmeisolierenden Wirkung dient das Material in den Zwischenböden auch als Trittschalldämmung.

Bei den beschriebenen Lehmstrukturen handelt es sich um geschlossene Fundkomplexe: Der Lehm und seine pflanzliche Magerung wurden zum selben Zeitpunkt eingebracht. Dieser lässt sich durch die Radiokarbon-Datierung der organischen Bestandteile, durch die Dendrodatierung der Staketen im Lehmwickel oder der Deckenbalken selbst bestimmen. Die exakte Altersbestimmung unterscheidet die Pflanzenreste von solchen aus Fehlböden, die irgendwann ab dem Bau des Bodens

Beispiel einer mit Pflanzenfasern armierten Lehmflechtwand aus Allschwil, Schönenbuchstrasse 17.

bis zum Zeitpunkt ihrer Auffindung zwischen den Bodenbrettern hindurchgerieselt oder durch Nagetiere dorthin verschleppt worden sein können.

Eine Dendrodatierung der Deckenbalken muss aber nicht immer zwingend auch gleich die Lehmstruktur dazwischen datieren, wie das Beispiel einer Lehmwickeldecke im Erdgeschoss des Gebäudes in der Oberen Gasse 14 in Arlesheim zeigt. Das Holz für die Deckenbalken wurde 1524/25 gefällt, dasjenige für die Staketen der Lehmwickel erst mehr als 200 Jahre später im Jahr 1752/53.

Arlesheim, Obere Gasse 14. Nachträglich eingebaute Lehmwickel in der Decke des Erdgeschosses.

Oftmals werden diese Isolationen, wie auch im Falle des erwähnten Gebäudes, im Rahmen einer modernen Sanierung ersetzt. Dadurch gehen die wertvollen botanischen Überreste verloren. Dem versucht das Team Bauforschung entgegen zu wirken, indem es vermehrt archäobotanische Proben den Strukturen entnimmt, um so die noch geringe Datenbasis für die frühe Neuzeit zu erweitern.

Vor diesem Hintergrund wurde nun auch im Schloss Binningen während einer Sanierung eines Saales im ersten Obergeschoss ein Lehmestrich archäobotanisch untersucht. Die Beprobung des Estrichs, der grundsätzlich erhalten bleibt, wurde durch das temporäre Anheben von zwei Bodenbrettern möglich. Gleichzeitig wurden aus drei der

nun sichtbaren Bodenbalken Proben für eine Dendrodatierung entnommen. Des Weiteren war erkennbar, dass der Lehmestrich auf die Bretter des Schiebbodens aufgebracht wurde, die in einer Nut in den Balken liegen.

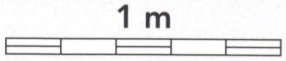
Der etwa zehn Zentimeter dicke Estrich setzt sich aus zwei kompakten Lehmschichten mit einer pflanzlichen Trennschicht zusammen. Nach dem Einbringen einer ersten feuchten Lage wurde diese also glattgestrichen und mit organischem Material bedeckt. Diese Einlage diente wie eine Magerung im Lehm zur Verringerung des Gewichtes und wirkte vorbeugend gegen Rissbildungen. Darüber wurde eine weitere Schicht Lehm aufgebracht und glattgestrichen. An der Oberfläche sind diverse gerundete, etwa 0,5 Zentimeter breite und maximal ebenso tiefe Kratzspuren erkennbar. Diese stammen vermutlich vom Einebnen der Oberfläche. Durch die Austrocknung des Estrichs zog sich dieser zusammen, und es entstanden Fugen zwischen ihm und den Balken. Trotz pflanzlichem Zuschlag und Trennschicht entstanden zudem Risse. Vermutlich war der Lehm zu wenig gemagert.

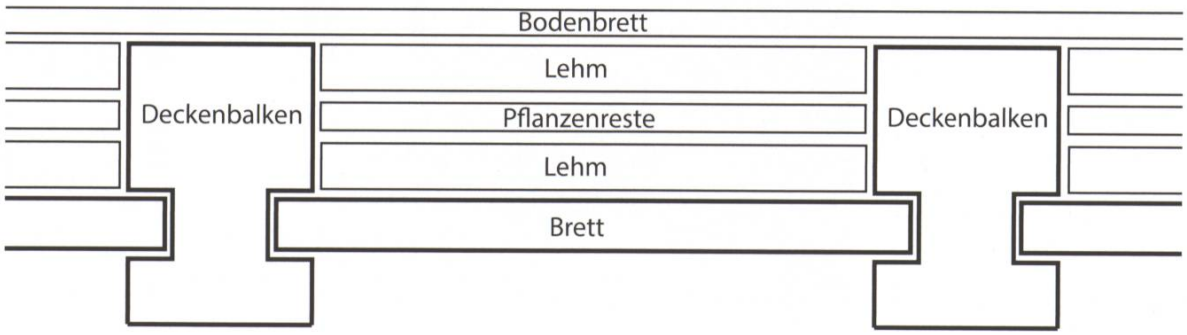
Die Auswertung der Jahrringproben zeigte, dass die Balken im Herbst/Winter 1697/98 gefällt wurden. Mangels Hinweisen auf einen älteren Zwischenboden ist anzunehmen, dass der Lehmestrich in dieselbe Zeit gehört. Die darin enthaltenen Pflanzenreste wurden im archäobotanischen

Blick von Nordwesten auf Schloss Binningen. Grün eingefärbt ist der untersuchte Saal.

Freigelegter Streifen des Lehmestrichs im Binninger Schloss und schematischer Aufbau der Bodenkonstruktion (unten).

Labor des IPNA der Universität Basel mithilfe des Halbflotationsverfahrens vom Lehm getrennt. Nach der Trocknung bei Zimmertemperatur wurden sie von einer Spezialistin unter dem Binokular bestimmt. Neben einigen Wildpflanzen, überwiegend Samen und Früchten von Unkräutern, handelt es sich bei der Mehrheit der Pflanzenreste um Abfallprodukte, die beim Dreschen von Hafer, zweizeiliger Gerste und Dinkel entstehen. Diese Getreidearten gehören zu den wichtigsten Nahrungsmitteln der frühen Neuzeit. Gerste und Hafer sind typische Sommer- und Dinkel ein Winter-





getreide. Hafer war neben der Verwendung als Tierfutter auch Bestandteil der menschlichen Ernährung, zum Beispiel in Form von Grütze. Dinkel wurde unter anderem gerne zum Brotbacken verwendet und Gerste zur Herstellung von Bier.

Spannend ist, dass unter den Pflanzenresten neben den Abfallprodukten der Getreideaufbereitung auch Reste von Eichenblättern und Nadeln der Waldföhre vorliegen. Bei beiden Bestandteilen könnte es sich um Abfall handeln, der bei der Entastung von Baumstämmen angefallen ist. Zusammenfassend zeigt sich, dass in erster Linie Material verwendet wurde, das bei anderen Arbeiten als Nebenprodukt angefallen ist.

Anhand archäobotanischer Untersuchungen von Lehmstrukturen in historischen Gebäuden sind somit nicht nur Rückschlüsse auf die damalige Ernährung, Landwirtschaft und Kulturlandschaft, sondern auch Erkenntnisse über die Zusammensetzung dieser Einbauten und die Herkunft ihrer Bestandteile möglich.

Bericht: Lukas Richner
Dendrochronologie: Claudia Spiess, Basel
Archäobotanik: Marlu Kühn, IPNA der Universität Basel

Die Abdrücke auf der Oberfläche des Lehmestrichs sind wohl beim Glattstreichen entstanden.